



Perspektiv wechsel

Aus

Forschungsverfahren

am DHI Warschau


Deutsches
Historisches Institut
Warschau

Niemiecki
Instytut Historyczny
w Warszawie

Redaktion des Bandes
Ruth Leiserowitz, Małgorzata Sparenberg

Koordination im Verlag
Jakub Ożimek

Korrekturen
Cornelius Kibelka

Grafische Gestaltung und Layout
Krzysztof Stefaniuk

Titelbild
Architektonisches Detail an der Fassade des Palais Karnicki,
Sitz des DHI Warschau
Foto *Marcin Kluczek*

© Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego,
Warszawa 2024

© Deutsches Historisches Institut Warschau,
Warszawa 2024
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-83-235-6433-1

ISBN 978-83-235-6441-6 (E-Book)

Wydawnictwa Uniwersytetu Warszawskiego
02-678 Warszawa, ul. Smyczkowa 5/7
E-Mail: wuw@uw.edu.pl
Internet: www.wuw.pl

1. Auflage, Warszawa 2024
Herstellung: Totem.com.pl

Deutsches
Historisches Institut
Warschau



Niemiecki
Instytut Historyczny
w Warszawie



Max Weber
Stiftung



Deutsche
Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland

Perspektiv wechsel

Aus
Forschungsverfahren
am DHI Warschau

Herausgegeben von
Ruth Leiserowitz und
Magdalena Saryusz-Wolska



RUTH LEISEROWITZ
Perspektivwechsel –
Einleitung

13

ROBERT BRIER

35

MARIA CIEŚLA

45

MACIEJ GÓRNY

59

JÜRGEN HEYDE

75

GIN TARĖ MALINAUSKAITĖ

85

GERTRUD PICKHAN 97

MILOŠ ŘEZNÍK 115

MAREN RÖGER 131

SABINE STACH 143

ROBERT TRABA 159

EWA WÓŁKIEWICZ 175

OLIVER ZAJAC 189

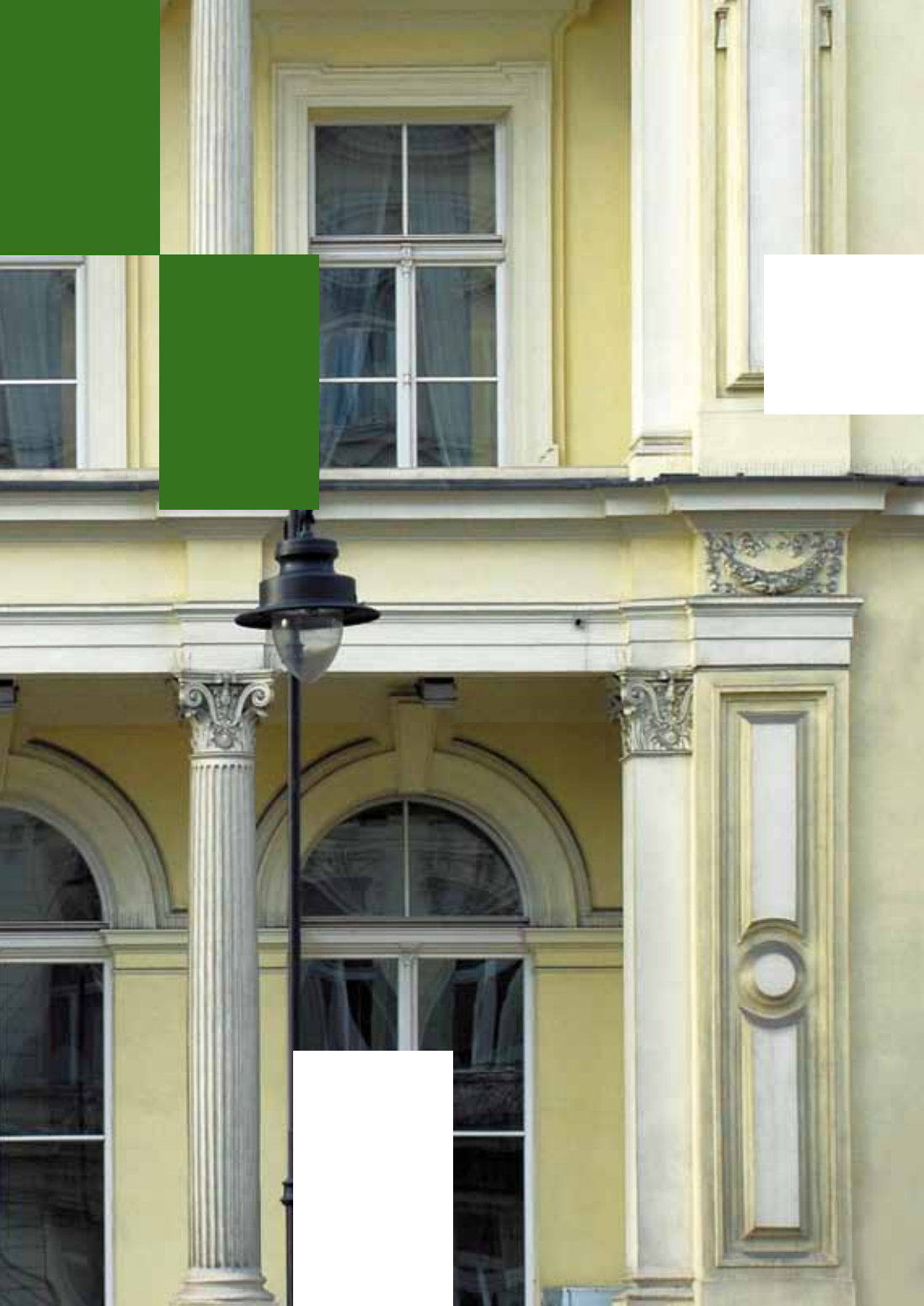














RUTH LEISEROWITZ
(AM DH I SEIT 2009)

Perspektivwechsel – Einleitung

13

Wer sich in bestimmte Themen vertiefen will, muss oft die heimische Komfortzone (sofern sie in der Geisteswissenschaft heutzutage überhaupt existiert) verlassen und seinen Laptop an einem neuen Ort aufklappen.

Bronisław Malinowski, eine in Krakau geborene Koryphäe der Weltwissenschaft, verwies mehrmals darauf, Forschung solle nicht drinnen, sondern draußen betrieben werden. Was er damit meinte, ging über das bloße Sammeln empirischen Materials hinaus: Es sei notwendig, den eigenen Sessel zu verlassen und sich ins Feld zu begeben, um neue kognitive Perspektiven zu erschließen. Immer wieder kommt es aber vor, dass diese Aussage, die für die Anthropologie – die von Malinowski selbst gestaltete Wissenschaftsdisziplin – heutzutage vorbehaltlos gültig ist, in anderen Disziplinen eher Verwunderung auslöst. Bisher wissen wir beispielsweise nur wenig darüber, wie sich die Mobilität von Historikerinnen und Historikern auf den Wissenstransfer und auf Orte dieses Transfers auswirkt.

Rückblickend auf dreißig Jahre des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Warschau baten wir eine Auswahl ehemaliger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, ihre Zeit am Institut zu resümieren und den zeitweisen Standortwechsel für ihren eigenen

wissenschaftlichen Werdegang zu bewerten. Das wissenschaftliche Personal wird hier grundsätzlich befristet für ein paar Jahre beschäftigt. Ein Teil von ihnen kommt aus Deutschland nach Polen, einige ziehen aus anderen polnischen Städten nach Warschau um. Es gab auch Personen, die für die Zeit der Projektdurchführung am DHI ihre Tätigkeit an anderen Warschauer Einrichtungen unterbrochen haben. In jedem Fall handelt es sich um ein zeitlich begrenztes Abenteuer: Zunächst wird das bisherige Umfeld verlassen, und dann – nach Abschluss des Projekts am DHI, ist es notwendig, sich an einem neuen Ort zu etablieren oder mit neuen Erfahrungen an den alten Schreibtisch zurückzukehren. Zwölf Personen waren bereit, ihre Erfahrungen mit der *brain circulation* zwischen dem DHI und anderen Institutionen zu illustrieren. Dabei galt es, auf das eigene Forschungsprojekt durch das Prisma des Standorts, der Archivlandschaft und der jeweiligen wissenschaftlichen Kontakte zu betrachten.

In heutigen Zeiten, in denen die Globalisierung immer stärker um sich greift, mag es irrelevant erscheinen, an welchem Ort wir unsere Laptops aufklappen, um Ergebnisse unserer Recherchen zu notieren und sie anschließend, häufig in mehreren Anläufen und unter zahlreichen Formulierungszweifeln, zu aussagekräftigen Texten zu verdichten. Dieser Vermutung kann aber ziemlich klar widersprochen werden. Wer sich in bestimmte Themen vertiefen will, muss oft die heimische Komfortzone (sofern sie in der Geisteswissenschaft heutzutage überhaupt existiert) verlassen und seinen Laptop an einem neuen Ort aufklappen. Robert Brier, der 2009 an das DHI kam, formuliert diese Herausforderung sehr prägnant: „Lokales Wissen,

so meine Erfahrung, konnte also globalhistorische Debatten erheblich bereichern. Für die Umsetzung meines Vorhabens hätte es keinen besseren Ort geben können als das DHI in Warschau. Erst ein längerer Aufenthalt in Polen eröffnete mir eine Chance, die Geschichte von Dissens und Opposition intensiv zu erforschen.“ Bereits dieses Zitat veranschaulicht, dass die häufige Verortung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Elfenbeinturm aus der Perspektive des Warschauer Palais Karnicki, wo das DHI gegenwärtig seinen Sitz hat, kaum der Realität entspricht.

In der Aleje Ujazdowskie 39 lässt sich geradezu das Gegenteil erleben: Da die Anzahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in den letzten Jahren kontinuierlich zugenommen hat, sind Bürogemeinschaft und Schreibtischnachbarschaft alltäglich geworden. In der Rückschau ist es geradezu frappierend zu sehen, welche Monografien, wie beispielsweise Maren Rögers „Kriegsbeziehungen“¹ und Robert Briers „Poland’s Solidarity Movement“² zur gleichen Zeit im gleichen Büro entstanden. Oliver Zajac, der 2021/2022 am DHI forschte, gibt Einblick in seine Zeiten der Bürogemeinschaft mit Olga Gontarska, mit der er „die Ehre hatte, ein Büro zu teilen“: „Obwohl sie sich für die Geschichtsdarstellung bzw. -interpretation im Film interessiert, ein Thema, das auf den ersten Blick nichts mit meiner

¹ MAREN RÖGER, *Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945*, Frankfurt am Main 2015.

² ROBERT BRIER, *Poland’s Solidarity Movement and the Global Politics of Human Rights*, Cambridge, United Kingdom, New York, NY 2021.



Forschung zu tun hat, wurde ich durch unsere Gespräche dazu bewegt, mir viele Fragen nach dem Wesen und der Spezifik der Geschichtswissenschaft zu stellen, auch die nach der Repräsentation von Geschichte im öffentlichen Raum. Es sind Erfahrungen und Impulse, die meine Sicht auf die eigene Forschungsarbeit bzw. auf die Arbeit und Rolle eines Historikers an sich langfristig prägen werden.“

Die Bitte um Rückblick hat die Autorinnen und Autoren in verschiedener Weise dazu motiviert, über den erfragten Perspektivwechsel in möglichst vielen Formen nachzudenken. Neue Erkenntnisse, die sowohl die wissenschaftliche Tätigkeit im Palais Karnicki als auch die Sphäre des Privaten betrafen, mussten zunächst verstanden und kontextualisiert werden. Da spielen Erlebnisse mit der begleitenden Familie eine Rolle bis hin zur Geburtsklinik und den Stolperfallen einer polnischen Geburtsurkunde. Miloš Řezník staunt rückblickend über sich selbst, dass er, der ehemals überzeugte Krakau-Liebhaber nach seinem Umzug in die polnische Hauptstadt 2014 im Nu zum Warschau-Liebhaber konvertierte. Er war, so erinnert er sich, „auf diesen Wandel der Perspektive völlig unvorbereitet, was dieses Erlebnis noch verstärkte. Damals fühlte ich mich, als wäre mit mir seit dem Wechsel nach Warschau etwas Unerwartetes, Unumkehrbares geschehen. Selbst in dem von Touristen überfüllten Prag hatte ich auf einmal den Eindruck einer gemütlichen Beschaulichkeit und Langsamkeit im Vergleich zur pulsierenden Metropole Warschau, in der Touristen, obwohl präsent, nicht einmal das Stadtzentrum dominierten, ganz zu schweigen von einer Inbesitznahme.“



Multiple Wechsel von Blicken und Orten kann auch Gintarė Malinauskaitė erinnern, mit deren Einstellung 2017 die Aktivitäten der ersten Außenstelle des DHI in Vilnius begannen. Ihr Beitrag schildert ganz deutlich, wie sie durch die zunehmende Annäherung zwischen ihrer Warschauer und Vilniusser Perspektive ein immer besseres Verständnis für die Beziehung zwischen den beiden Orten gewann.

Nicht zuletzt spielen auch die politischen Veränderungen der letzten dreißig Jahre, die in den Rückschauen eingefangen sind, eine große Rolle. Der Beitritt Polens zur Europäischen Union wird nur in einem der Beiträge erwähnt, was darauf zurückzuführen ist, dass Stimmen aus diesem Zeitraum in der Sammlung fehlen. Umso deutlicher spiegeln sich die polnischen innenpolitischen Veränderungen der letzten Dekade in den Essays wider, wobei die deutschen Verfasserinnen und Verfasser auf interperspektivische Momente hinweisen, wie sie die Geschehnisse im Land erleben und welches Echo sie aus Deutschland erfahren.

Maren Röger brauchte 2010 bei ihrer Arbeitsaufnahme in Warschau nur den Titel ihres Forschungsprojektes („Geschlechterbeziehungen und sexuelle Gewalt während der deutschen Besatzung Polens“) zu nennen, um bei polnischen Kollegen auf gerunzelte Stirn und verschränkte Arme zu stoßen. Man prophezeite ihr, dass sie zu dem Thema nichts finden würde. Heute liegen die Forschungsergebnisse in einer preisgekrönten Monografie sowohl auf Deutsch als auch auf Polnisch und Englisch vor. Die Autorin vermochte es schließlich,

diejenigen, die ihre Arbeit angezweifelt hatten, zu überzeugen, wobei sich ihr Kontaktnetzwerk vor Ort als sehr hilfreich erwies.

Auch Jürgen Heyde, der zwölf Jahre früher, im Sommer 1998 seine wissenschaftliche Tätigkeit am DHI aufgenommen hatte, betont in seinem Text: „Die Vernetzung mit KollegInnen aus dem ganzen Land bot Einblicke in andere Forschungstraditionen mit vielen Anregungen, aber mitunter auch einer gehörigen Portion Skepsis, die immer wieder Anlass bot, vermeintliche Gewissheiten neu zu durchdenken.“ Gertrud Pickhan gehörte wiederum zum ersten Team des DHI, das 1993 gegründet wurde. In ihrem Bericht ist die Rede von vielen offenen Türen und großem persönlichen Entgegenkommen bei ihrem wissenschaftlichen Projekt.

Zwei Dekaden später verlaufen Forschungsgespräche, natürlich in Abhängigkeit vom jeweiligen Gegenstand, bisweilen wesentlich differenzierter. So resümiert Sabine Stach, die 2015 nach Warschau kam, ihre hier dazugewonnenen Erfahrungen: „Nicht immer war es leicht zu ertragen, wie komplexe Entwicklungspfade in allzu einfache Erklärungen mündeten. Doch genau diesem Prozess galt mein Interesse. Ich hatte sozusagen immer mehrere Brillen gleichzeitig auf: die der Deutschen, der Ostdeutschen, der Polen-Forscherin, aber auch einer Reisenden im östlichen Europa, die wie alle anderen fasziniert ist an dem, was hier ‚anders‘ ist.“ Und Miloš Řezník stellt kritisch fest: „Das Kriterium der ‚gesellschaftlichen Relevanz‘, das zunehmend arbiträr-politisch definiert wird, verliert nicht an Bedeutung – auch in der primitivsten Form des Nützlichkeitskonzepts



für die Wissenschaft.“ Dieses lasse „sich als eine perspektivische Trendwende erfahren, der man insbesondere in Warschau, wenn man sich im deutsch-polnischen und mitteleuropäischen Kontext historiografisch betätigt, kaum entgehen kann“.

Alle Autorinnen und Autoren eint darüber hinaus die Meinung, dass ihre Arbeit vor Ort maßgeblich durch das Profil der Institutsbibliothek und das ihnen zugewandte Bibliothekspersonal gefördert worden sei. Maciej Górny bringt das auf den Punkt und behauptet: „Für jemanden, der sich in der lokalen Forschungslandschaft auskennt und bereits mit den wichtigsten Bibliotheken und



Archiven vertraut ist, ähnelt die Arbeit am DHI einer Autofahrt mit einem getunten Motor. Damit lassen sich viele Probleme effizienter und schneller lösen.“ Weitere positive Aspekte der Forschungsumgebung umfassen das sogenannte Backoffice wie auch das Selbstverständnis des DHI, Forschungsbegegnungen zu finanzieren und zu veranstalten. Ewa Wólkiewicz resümiert: „Das DHI hingegen verfügt über ein vorbildlich agierendes Sekretariat mit erfahrenen Mitarbeiterinnen, die einen professionellen Rahmen für wissenschaftliche Tagungen sichern. Bemerkenswert ist zudem, dass das Institut über Ressourcen für das Simultandolmetschen in Kabinen verfügt, was die Organisation von internationalen Konferenzen erleichtert. Diese

äußerst positive und motivierende Politik hat mich dazu veranlasst, während meiner Zeit am DHI jedes Jahr eine wissenschaftliche Tagung zu veranstalten. Die dabei gesammelten Erfahrungen und geknüpften Kontakte halte ich für einen der wichtigsten Gewinne aus dieser Zeit.“

Der ausgezeichneten Forschungsumgebung ist ebenfalls zu verdanken, dass Publikationsvorhaben, die sich in hohem Maße aus dem wissenschaftlichen Interesse der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entwickeln, verwirklicht werden. Robert Traba schreibt hierzu: „[Ich] hatte [...] in der Publikationsreihe ‚Klio w Niemczech‘ [...] die Gelegenheit, der polnischen Leserschaft die wichtigsten Tendenzen der deutschen Geschichtsschreibung zu präsentieren. Der Dialog mit dem Team und das Vertrauen, das mir gewährt wurde, gaben mir die Möglichkeit, für eine Publikationsreihe nach meiner Idee zu werben, d. h. für solche Bücher, die meinen eigenen kognitiven Bedürfnissen realistisch entsprachen. Die ersten Bände der Reihe wurden wohl nie von diesem Blickwinkel aus betrachtet.“ Das deutsche Pendant zu ‚Klio w Niemczech‘ ist ‚Klio in Polen‘, eine Reihe, in der deutsche Übersetzungen wichtiger polnischer Geschichtswerke veröffentlicht werden. Die Forschungsergebnisse von Mitarbeitern und Stipendiaten werden hingegen häufig in der sogenannten grünen Reihe (nach der Farbe des Einbands) „Quellen und Studien“ vorgestellt. Jürgen Heyde ergänzte (wenn wir die deutsche Perspektive einnehmen) die Publikationsaktivitäten des DHI um eine vierte Reihe, die er bis 2003 redaktionell betreute. Ihr weit gefasster Name „Einzerveröffentlichungen“ spiegelt die Vielfalt der durchgeführten und vom

Institut geförderten Buchprojekte wider. Die fast fünfzig Bände der „weißen Reihe“, die bevorzugt die Ergebnisse gemeinsamer Tagungen dokumentiert, sind materieller Ausdruck des sich am DHI vollziehenden Wissenschaftstransfers.

Die Lektüre der in diesem Buch enthaltenen Beiträge zeigt ein breites Spektrum an Forschungsfragen, die innerhalb der letzten dreißig Jahre am DHI Warschau in Angriff genommen wurden. Kolleginnen und Kollegen verbrachten und verbringen viel Zeit in Archiven und Bibliotheken. Jürgen Heyde schaut auf die damals vor ihm stehende methodische Herausforderung zurück, die ihn einst bewegte: Wie konnten nichtjüdische Quellen für die jüdische Geschichte fruchtbar gemacht werden?

Dabei waren längst nicht immer klassische Archivbesuche nötig. Oft hatten gerade regelmäßige Konsultationen bei polnischen Kolleginnen und Kollegen große Relevanz. So berichten Gertrud Pickhan von ihren wöchentlichen Besuchen bei Ruta Sakowska im Jüdischen Historischen Institut und Maren Röger von ihren Visiten bei dem stets ausgezeichnet vorbereiteten Tomasz Szarota. Auch Sabine Stach folgte in ihrer Forschung dem Dialog-Modell und fokussierte sich darauf, „wie in den gleichermaßen lokalen und globalen Praktiken des touristischen Sightseeing interaktiv bzw. performativ Geschichte hervorgebracht wird. Von Anfang war damit ein ständiger Perspektivwechsel zwischen innen und außen, zwischen partikularen und universellen, zwischen nationalen und kosmopolitischen Narrativen in mein Untersuchungsdesign eingeschrieben.“

Perspektivwechsel sind per se mit Herausforderungen verbunden. Sie können die eigenen alltagspraktischen Umstände betreffen, aber auch mentale Herausforderungen darstellen. Maria Cieřła schaut noch einmal zurück und konstatiert: „Eines der Hauptprobleme bestand darin, Begriffe, die von Kolleginnen und Kollegen, die sich mit der Geschichte des 19. oder 20. Jahrhunderts beschäftigen, verwendet werden, auf die Besonderheiten der Frühen Neuzeit zu übertragen. In diesem Zusammenhang war es von entscheidender Bedeutung, die Frage zu beantworten, ob es möglich sei, den Begriff ‚Region‘, der zumeist auf einen homogenen Nationalstaat rekurriert, in der Forschung zur Frühen Neuzeit zu verwenden. Was wäre dann der Maßstab für eine Region in der Neuzeit? Wie kann ich die für die vormoderne Rzeczpospolita typischen Phänomene und Konzepte so wiedergeben, dass sie für meine Kolleginnen und Kollegen verständlich (und nützlich) sind? Wie kann ich die mich interessierenden Themen aus den Bereichen Judaistik und jüdisch-christliche Beziehungen mit einer regionalen Perspektive verbinden?“ Ein besonderes Format sind dabei die 2009 von dem damaligen Direktor Eduard Mühle eingeführten und weiterhin neu konfiguriert existierenden Forschungsbereiche, in denen innerhalb kleinerer Gruppen diskutiert wird. Gintarė Malinauskaitė berichtet von den Sitzungen, während denen sie „in verschiedene Wissenswelten einzutauchen“ vermochte. Maria Cieřła resümiert zurückblickend: „Aus meiner Forschungsperspektive war die Offenheit für externe Kontakte und die Möglichkeit, mit vielen Menschen zusammenzuarbeiten, eine hervorragende Ergänzung zu unseren institutsinternen Diskussionen, die mir die Gelegenheit boten, auch Historiker der Neuzeit und Spezialisten für jüdische Studien zu konsultieren.“





Robert Brier bündelt seine Erfahrung der Warschauer Jahre in den folgenden Sätzen: „Eine Transfer- und Globalgeschichte, die meint, ohne Kenntnis der Orte auszukommen, an denen sich grenzübergreifende Prozesse konkretisieren, bleibt oberflächlich. Eine Regionalgeschichte, die sich in der Herausarbeitung lokaler Besonderheiten erschöpft, droht, sich von umfassenderen Forschungsdiskussionen abzukoppeln und dabei das eigene Erkenntnispotential ungenutzt zu lassen. Als Forscher am DHI hatte ich das große Privileg, an einem Ort zu arbeiten, an dem sich beide Perspektiven miteinander verbinden ließen.“ Zu diesem Privileg gehört gleichzeitig die Freude, die wir aus unseren Begegnungen, Gesprächen und gemeinsamen Forschungen in einem inspirierenden Kreis schöpfen.

MAX-PLANCK-INSTITUT
FÜR SOZIOLOGISCHE FORSCHUNG



Emotionale Ökonozen
deutsch-polnisch
Beziehungen nach
Weltkrieg
revert

Deutsches
Historisches Institut
Warschau



Warschau
Institut Historische
in Warschau

www.dhi.waw.pl





Research
Perspective
Ukraine
Дослідження
перспектив
України

European
Research Programme
dand gt

CHANGE
BY EXCHANGE
dand gt

www.dand.gt

Der Geograf und Wissenschaftshistoriker David N. Livingstone argumentiert in seinem Werk „Putting Science in Its Place. Geographies of Scientific Knowledge“, dass der „Raum sowohl für die Durchführung als auch für den kognitiven Inhalt wissenschaftlicher Forschung eine konstitutive Bedeutung“³ habe. Seine These demonstriert er anhand verschiedener Örtlichkeiten – im Labor, im Museum, im Garten und sogar am eigenen Körper – und stellt die Arten der Wissensproduktion dar. In dieser Logik ließe sich behaupten, dass der Saal im 3. Stock des Palais Karnicki unbedingt zu den Haupträumen von Wissensproduktion in Warschau gehört. Er war und ist Ort zahlreicher Kolloquien, Vorträge, Debatten und Konferenzen. Der Gründungsdirektor Rex Rexheuser hat hierfür ein gutes Fundament gelegt; Robert Traba merkt dazu an: „[Professor] Rexheuser war zugleich ein Meister des wissenschaftlichen Dialogs in einem Kolloquium: Er warf interessante Fragen auf, öffnete überraschende Forschungsperspektiven, inspirierte. Ihm ist es mit Sicherheit zu verdanken, dass bereits in den 1990ern am DHI das wissenschaftliche Ambiente von *the best practices* Raum gewann.“ Maciej Górny steuert ebenfalls ein Beispiel bei: „Ich erinnere mich eines Kolloquiums, in dem ich mein Konzept einer synthetischen Geschichte der Historiografie in Osteuropa des 20. Jahrhunderts präsentierte. Die Herausforderung bei diesem Projekt bestand in der Mehrsprachigkeit der Geschichtsproduktion jener Zeit, als Übertragungen in Kongresssprachen keine gängige Praxis darstellten. Zu meiner Überraschung bekam ich

³ DAVID N. LIVINGSTONE, *Putting Science in Its place. Geographies of Scientific Knowledge*, Chicago 2003, S. 86.





damals die aufschlussreichsten und kritischsten Hinweise von meinen Kollegen-Mediävisten, die daran gewöhnt sind, dass die lateinische Sprache der Quellen ihnen Zugang zum Archivmaterial aus der ganzen Region verschafft, im Gegensatz zu den Quellen, die sich auf den territorialen Geltungsbereich einer modernen Sprache beschränken.“ Oliver Zajac und Gintarė Malinauskaitė denken ebenfalls an unsere Kolloquien zurück. Oliver Zajac ergänzt: „Es ist selbstverständlich nicht allein das Umfeld, das ein Projekt, einen Text oder eine aktuelle wissenschaftliche Tätigkeit beeinflusst. Kommunikation und Austausch mit Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund, verschiedener Ausbildung und Weltanschauung wirken auf eine Person als solche zweifellos ein, bringen sie dazu, den eigenen Forschungsansatz zu reflektieren, wie sie ihre Argumente vorbringt, ihre Hypothesen formuliert, wie sie überhaupt denkt, sowohl bei der Arbeit und auch im Alltag.“ Gintarė Malinauskaitė hat ähnliche Erfahrungen gesammelt. Sie schreibt: „Diskussionen am Institut führten mich ganz oft dazu, mein Forschungsprojekt zu dekontextualisieren und meinen Forschungsgegenstand in einem breiteren Kontext zu sehen. Aufgrund dessen haben sich meine Reflexionskompetenzen sehr stark entwickelt. Ich habe gelernt, dass es wertvoll ist, eigene Forschungsideen und Konzepte kontinuierlich zu hinterfragen und zu relativieren.“

Neben den erwähnten Kolloquien bildet der genannte Wissenschaftsraum den Austragungsort zahlreicher größerer und kleinerer Konferenzen und Workshops dar. Hier soll Robert Brier noch einmal zu Wort kommen: „Der dritte und wichtigste Aspekt war

jedoch, dass das DHI stets ein Ort des Austausches zwischen der polnischen, deutschen und internationalen Forschung war. Von essentieller Bedeutung für meine Arbeit waren eine Konferenz zu transnationalen Perspektiven auf Dissens und Opposition sowie ein Lelewel-Gespräch zum Helsinki-Effekt in den internationalen Beziehungen des Kalten Kriegs. Diese und andere Veranstaltungen wurden jedesmalig unter Beteiligung von Forschungseinrichtungen aus unterschiedlichen Ländern organisiert, ein Ansatz, den die Institutsleitung konstant unterstützte.“ Im Konferenzsaal entstanden und entstehen Diskursgemeinschaften, an denen Forscherinnen und Forscher aus verschiedenen Fachkreisen teilnehmen. Sie sind, nach Meinung von David N. Livingstone, entscheidend von der Umgebung abhängig, in der sie angesiedelt bzw. beheimatet sind, wobei sie sich aber nicht auf die Umgebung reduzieren.⁴ Das DHI Warschau als sozialer Raum ermöglicht und bedingt diesen diskursiven Raum. So können Ideen produziert und geformt werden, die mit ihren Umgebungen in Resonanz stehen. Darin besteht in Kürze zusammengefasst das Potenzial des Saals, der sich in der 3. Etage des Palais Karnicki befindet.

Die Lektüre der zwölf Beiträge zeigt einen breiten Querschnitt durch Projekte, die am Warschauer Deutschen Historischen Institut verfolgt wurden und deren Ergebnisse in überwiegender Zahl inzwischen als Monografien vorliegen. Einstimmig kommen die Befragten, sowohl Polen und Polinnen, die zeitweise in der sehr deutsch

⁴ Ebd.

geprägten Institutsumgebung arbeiteten, wie auch Deutsche, die sich auf den Wechsel nach Polen eingelassen hatten, zu dem Urteil, dass sie diesen Perspektivwechsel als bereichernd für ihr Projekt und darüber hinaus erfahren haben. Die Stimmen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Litauen, Tschechien und der Slowakei, die hier ebenfalls zu Wort kommen, unterstreichen dieses Votum. Dazu zählen Faktoren wie die Erweiterung des eigenen dialogischen Denkens und die Schärfung der interkulturellen Kompetenzen, aber auch neue Kontextualisierungen im Forschungsprozess. Über den qualitativen Zuwachs für das eigene Projekt hinaus bleibt nach dem Abschluss der Warschauer Zeit das Potenzial der wissenschaftlichen Vernetzung mit den Kolleginnen und Kollegen erhalten wie auch das der bereits „angedachten Projekte“. Es sind großartige Instrumentarien der *brain circulation*, die sich immer wieder abrufen bzw. neu gestalten lassen. Aus der Perspektive der Zeit und der neuen Orte hat sich der Warschauer Blickwinkel auf die untersuchten Probleme wiederholt als ebenso gültig wie fruchtbar erwiesen. Der Dialog, den die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Gebäude des Instituts aufgebaut haben, wurde zumeist in späteren Stadien ihrer wissenschaftlichen Laufbahn fortgesetzt.

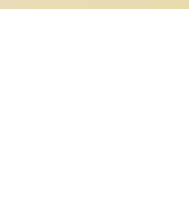
RUTH LEISEROWITZ arbeitete vor ihren Studien in den Fächern Geschichte und Polonistik an den Universitäten in Berlin und Vilnius, im Aufbau-Verlag sowie als Übersetzerin aus dem Polnischen und Litauischen. 1996 schloss sie das Studium ab und wurde an der Humboldt-Universität zu Berlin 1997 promoviert.

In den Jahren 1995–2000 lehrte und forschte sie in Litauen an der Universität Klaipėda und am Thomas-Mann-Kulturzentrum in Nida. Anschließend verfolgte sie mehrere Projekte an deutschen und litauischen Hochschulen. 2007 habilitierte sie sich an der Humboldt Universität, wo sie 2015 zur außenplanmäßigen Professorin ernannt wurde. Seit 2009 arbeitet sie als stellvertretende

Direktorin am DHI Warschau. Ihr Forschungsinteresse gilt vor allem der ostmitteleuropäischen Geschichte mit besonderem Fokus auf die baltischen Staaten im 19. und 20. Jahrhundert sowie die jüdisch-ostmitteleuropäische Geschichte. Sie ist Autorin zahlreicher Monografien, die in deutscher und litauischer Sprache veröffentlicht wurden, sowie Herausgeberin von Sammelwerken, die auch andere Aspekte der Geschichte Ostmitteleuropas und der DDR behandeln.

MAGDALENA SARYUSZ-WOLSKA (am DHI seit 2015) studierte Kulturwissenschaften (mit dem Schwerpunkt Film- und Medienwissenschaften) sowie Soziologie an den Universitäten in Łódź, Gießen und Mainz. In 2008 wurde sie aufgrund ihrer Dissertationsschrift über das kulturelle Gedächtnis „postdeutscher“ Städte promoviert und in 2016 aufgrund des Buches über visuelle Kultur im Nachkriegsdeutschland habilitiert. Sie arbeitet an der Universität Łódź (2008–2010), am Zentrum für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Berlin (2010–2015) und an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (2018–2020).

Seit 2024 ist sie Direktorin des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Ihre Forschungsschwerpunkte sind kulturelles Gedächtnis in Polen und Deutschland, visuelle Geschichte sowie Rezeptionsforschung. Ihre letzte Monografie „Mikrogeschichten der Erinnerungskultur. Am grünen Strand der Spree“ und die Remedialisierung des Holocausts by bullets“ erschien 2022 in deutscher und 2023 in englischer Fassung.



ROBERT BRIER

(AM DHI VON 2008 BIS 2015)

Hauptziel meiner Forschungen

in Warschau war es, aus einer Expertise
zur Zeitgeschichte Polens einen Beitrag
zur damals entstehenden Debatte
um die Erkenntnismöglichkeiten einer
transnationalen Interaktions- und
Transfergeschichte zu leisten.

In den knapp sieben Jahren, die ich zwischen 2008 und 2015 am DHI Warschau arbeiten konnte, habe ich mich hauptsächlich mit einem Projekt zur polnischen *Solidarność*-Bewegung im Kontext einer internationalen Zeitgeschichte der Menschenrechte beschäftigt. Die wesentlichen Ergebnisse dieser Arbeit wurden in der Monografie „Poland’s Solidarity Movement and the Global Politics of Human Rights“ veröffentlicht.¹ Grundlegend für dieses Projekt war meine Überzeugung, dass eine Historische Ostmitteleuropaforschung zwei Ansätze verbinden muss, die ich insbesondere in meiner Marburger Studienzeit Anfang der 2000er Jahre kennengelernt hatte. Dies war zum einen der im Herder-Institut praktizierte Ansatz, die Geschichte Ostmitteleuropas aus den kulturellen Eigenarten dieser Region heraus zu verstehen – ein Vorgehen, das solide Sprachkenntnisse, einen intensiven Austausch mit der dortigen historischen Forschung und eine Kenntnis der Literatur und Archivlandschaft voraussetzt.

¹ ROBERT BRIER, *Poland’s Solidarity Movement and the Global Politics of Human Rights*, Cambridge 2021.

Zum anderen sah ich auch die Berechtigung der (insgesamt sicher überzogenen) Kritik Jörg Baberowskis, dass eine derart vorgehende Geschichtswissenschaft durch ihre Fokussierung auf die Besonderheiten mittel- und osteuropäischer Geschichte Gefahr läuft, sich von den disziplinären Debatten abzukapseln, und dass sie sich selbst provinzialisiert.² Nach wie vor vertrete ich den Standpunkt, dass sich diese Ansätze nicht gegenseitig ausschließen. Vorbild war hier für mich die Arbeit des amerikanischen Kulturanthropologen Clifford Geertz, der auf der Grundlage kleinteiliger Regionalstudien fundamentale Einsichten zur Rolle von Kultur in sozialer Interaktion und zu den Erkenntnismöglichkeiten interpretativer Sozialwissenschaft gewonnen hat.³

Hauptziel meiner Forschungen in Warschau war es daher, aus einer Expertise zur Zeitgeschichte Polens einen Beitrag zur damals entstehenden Debatte um die Erkenntnismöglichkeiten einer transnationalen Interaktions- und Transfergeschichte zu leisten. Den Kontext hierfür bildete die neuere Geschichte der Menschenrechte, wie sie sich seit Anfang der 2010er Jahre entwickelt hat. Vertreter dieser Forschungsrichtung wandten sich gegen eine Erfolgsgeschichte vom unaufhaltsamen Aufstieg der Menschenrechte von ihren Wurzeln in der Antike bis zu den globalen Menschenrechtsregimes

² JÖRG BABEROWSKI, Das Ende der Osteuropäischen Geschichte, in: *Osteuropa* 48 (1998), S. 784–799; vgl. ROBERT BRIER, Differenz als Chance, in: *Osteuropa* 54 (2004), S. 74–85.

³ CLIFFORD GEERTZ, *The Interpretation of Cultures*, New York 1973.

des 21. Jahrhunderts. Noch in den ersten drei Jahrzehnten nach 1945 hätten die Menschenrechte vielmehr eine eher untergeordnete Rolle in der internationalen Politik gespielt. Erst in den 1970er Jahren und vor allem seit 1977 sei es zu einem nachgerade explosionsartigen Interesse an dem Thema gekommen, dem sich vornehmlich Vertreter der politischen Linke zugewandt hätten. Grund für dieses plötzliche Interesse seien die strukturellen Veränderungen der 1970er Jahre und der mit ihnen einhergehende Verlust eines Glaubens an die Gestaltbarkeit sozialer Verhältnisse gewesen. Als die utopischen Träume einer revolutionären Umgestaltung von Gesellschaft zerplatzten, habe sich der Blick vieler linker Politikerinnen und Politiker von der Zukunft auf die Gegenwart gerichtet, in der es nun nur noch gegolten habe, individuelles Leid zu verhindern. Ein politischer Ansatz, der auf kollektive Ziele und neue Gesellschaftsordnung ausgerichtet gewesen sei, sei abgelöst worden, durch einen un- oder sogar antipolitischen Aktivismus der Empathie mit leidenden Fremden. Entpolitisierung sei somit eine wesentliche Folge der Menschenrechtsrevolution der 1970er Jahre gewesen.⁴

Die Rolle, die eine Historische Ostmitteleuropaforschung hier spielen konnte und kann, ergibt sich aus der Rolle, die den Dissidenten für diese Deutung zugewiesen wird. Insbesondere in Samuel Moyns einflussreicher Studie fungieren sie als Kronzeugen für die Deutung der Entpolitisierung durch die Menschenrechte, bezogen

⁴ Zum damaligen Forschungsstand vgl. ROBERT BRIER, *Beyond the Quest for a Breakthrough*, in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 16 (2015), S. 156–173.

sie sich doch in erster Linie auf Menschenrechtsdokumente und verbanden sie dies mit dem Ruf nach einer Abkehr von utopischem Denken und einer antipolitischen Politik.⁵ Aus der Perspektive einer zeithistorischen Ostmitteleuropaforschung erscheint dies als eine sehr enge Sichtweise auf Dissens und Opposition in dieser Region. Selbst wenn sich die zuletzt genannte einer Menschenrechtssprache bediente, war sie ja stets vom Streben nach nationaler Souveränität geprägt und wollte eine Nationalkultur wiederherstellen, die als „authentisch“ empfunden worden wäre. Nirgendwo war dies deutlicher als in Polen, wo Dissens und Opposition in die Entstehung einer Gewerkschaftsbewegung mündeten, die ihrerseits zu einer Bewegung für nationale Souveränität wurde. Eine Expertise in polnischer Zeitgeschichte versprach somit neue Erkenntnisse für eine trans- und globalhistorische Debatte um den Ursprung und die Entwicklung von Menschenrechtsdiskursen.

Drei Aspekte standen deshalb im Zentrum meiner Forschung: erstens die Frage, wie polnische Intellektuelle den Menschenrechtsdiskurs der 1970er aufnahmen und in ihre Kontexte übersetzten; zweitens ging es darum, wie sie sich an internationale Öffentlichkeiten wandten und den Menschenrechtsdiskurs jener Zeit mitgestalteten; drittens untersuchte ich schließlich, wie internationale Unterstützer ihrerseits Menschenrechte verstanden und welche Rolle die Solidarność für sie dabei spielte. Für Akteure sowohl in

⁵ SAMUEL MOYN, *The Last Utopia*, Cambridge, MA 2010.

Solidarność

ŻĄDA

UWOLNIENIA WSZYSTKICH

**WIĘZNIÓW
POLITYCZNYCH**



**CZYŻBY
NIE OBOWIĄZYWAŁO?
POROZUMIENIE GDAŃSKIE?**

Ostmitteleuropa als auch in Frankreich und den USA zeigte sich, dass die These der Entpolitisierung nicht zu halten ist. Polnische Intellektuelle nahmen zwar den Menschenrechtsdiskurs jener Zeit auf, für sie waren Individuen aber nur als Mitglieder einer historischen, kulturellen und in eine transzendente Ordnung eingelassenen Gemeinschaft denkbar. Der Kampf um Individualrechte war für sie daher immer zuerst ein Kampf, der durch Selbstorganisation geführt wurde und das Ziel hatte, einen öffentlichen Raum herzustellen, in dem über die gemeinsame Zukunft diskutiert werden konnte. Menschenrechte, um die man am erbittertesten rang, waren das Recht auf freie Meinungsäußerung und damit das Recht auf die Teilnahme an öffentlichen Debatten oder das Recht darauf, die Wahrheit über nationale Geschichte zu erfahren. Ähnliches galt auch für die westlichen Unterstützer der *Solidarność*. Französische Intellektuelle und Gewerkschafter übernahmen in ihrem Aktivismus für die polnische Bewegung die Sprache und die Praktiken der Menschenrechtsbewegung, stellten dabei aber das Recht auf gewerkschaftliche Selbstorganisation oder auf freie Meinungsäußerung und damit auf die Teilnahme an Politik in den Mittelpunkt. US-amerikanische Gewerkschafter sahen den Kampf der *Solidarność* als Teil einer globalen Auseinandersetzung um das Recht auf Vereinigungsfreiheit, eine Sichtweise, die wesentlich geprägt war von ihrem innenpolitischen Kampf mit der Regierung unter Ronald Reagan, die ihrerseits Menschenrechtspolitik in den Dienst neoliberaler Politik und des Machtkampfs im Kalten Krieg zu stellen suchte.

Lokales Wissen, so meine Erfahrung, konnte also globalhistorische Debatten erheblich bereichern. Für die Umsetzung meines

Vorhabens hätte es keinen besseren Ort geben können als das DHI in Warschau. Erst ein längerer Aufenthalt in Polen eröffnete mir eine Chance, die Geschichte von Dissens und Opposition intensiv zu erforschen. Nur so war es möglich, die entsprechende Archivarbeit zu leisten. Gerade der Zugang zu den für mein Projekt essenziellen Beständen des polnischen Sicherheitsdienstes im Institut für Nationales Gedenken erwies sich als schwierig, waren die Bestände doch nicht annähernd vollständig inventarisiert. Zum Teil musste ich monatelang auf die Bereitstellung von Archivmaterial warten, um dann in kürzester Zeit erhebliche Mengen an Dokumenten durchzuarbeiten. Wichtiger noch als diese praktischen Aspekte war die Möglichkeit der Diskussion mit der polnischen Forschung. Besonders zu nennen sind hier die Vorträge im Forschungskolloquium des Instituts für Politische Studien der Polnischen Akademie der Wissenschaften (ISP PAN) sowie der Forschungsgruppe „New Approaches to the Solidarity Movement“. Ein weiterer wichtiger Punkt war, dass durch meine langfristige Anwesenheit in Polen sich die Gelegenheit bot, auch an Konferenzen und Kolloquien jenseits des Warschauer Zentrums teilzunehmen, um die dort gewonnenen Perspektiven in den eigenen Forschungsprozess aufnehmen zu können. Dem intensiven Austausch mit Kolleginnen und Kollegen vom Fach sei die Formulierung der meinem Buch zugrundeliegenden Thesen über die polnische Oppositionsbewegung und ihr Verständnis von Politik und Menschenrechten zu verdanken. Immer wieder beeindruckte mich das Engagement, mit welchem meine polnischen Kolleginnen und Kollegen empirische Forschung betrieben.

Ebenso wichtig wie intensiver, täglicher Zugang zum polnischen wissenschaftlichen Milieu war der Umstand, dass das DHI selbst andauernd eine Schnittstelle zur internationalen Forschung bot. Drei Aspekte waren hier aus meiner Sicht zentral: Erstens ermöglichte die Anschaffungspraxis der Institutsbibliothek uns, den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, den direkten Zugriff auf die maßgebliche internationale Forschungsliteratur. Die Institutsbibliothek stellte insofern eine signifikante Ergänzung zu den örtlichen Bibliotheken dar und wurde in meiner Wahrnehmung auch von polnischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern genutzt. Zweitens konnten die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an großen internationalen Kongressen teilnehmen. Repräsentative Foren während meiner Zeit am DHI waren die Kongresse der Association for Slavic, East European and Eurasian Studies sowie der Society for Historians of American Foreign Relations. Der dritte und wichtigste Aspekt war jedoch, dass das DHI stets ein Ort des Austausches zwischen der polnischen, deutschen und internationalen Forschung war. Von essentieller Bedeutung für meine Arbeit waren eine Konferenz zu transnationalen Perspektiven auf Dissens und Opposition sowie ein Lelewel-Gespräch zum Helsinki-Effekt in den internationalen Beziehungen des Kalten Kriegs. Diese und andere Veranstaltungen wurden jedesmalig unter Beteiligung von Forschungseinrichtungen aus unterschiedlichen Ländern organisiert, ein Ansatz, den die Institutsleitung konstant unterstützte.

Eine Transfer- und Globalgeschichte, die meint, ohne Kenntnis der Orte auszukommen, an denen sich grenzübergreifende Pro-

ROBERT BRIER studierte in den Jahren 1996–2001 Geschichte Osteuropas, Soziologie, Polonistik und Anglistik an den Universitäten in Frankfurt am Main, Marburg und Breslau/Wrocław. 2006 wurde er an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder) promoviert. Er war am DHI zunächst als Forschungss stipendiat (2008–2010) und dann als wissenschaftlicher Mitarbeiter (2010–2015) tätig. Von 2015 bis 2018 hielt er Vorlesungen zu Internationaler Geschichte an der London School of Economics. Seine Monografie „Poland’s Solidarity Movement and the Global Politics of Human Rights“ wurde 2021 von Cambridge University Press veröffentlicht. Seit 2019 unterrichtet er die Fächer Englisch und Geschichte an einem renommierten Gymnasium in Frankfurt am Main.

zesse konkretisieren, bleibt oberflächlich. Eine Regionalgeschichte, die sich in der Herausarbeitung lokaler Besonderheiten erschöpft, droht, sich von umfassenderen Forschungsdiskussionen abzukoppeln und dabei das eigene Erkenntnispotential ungenutzt zu lassen. Als Forscher am DHI hatte ich das große Privileg, an einem Ort zu arbeiten, an dem sich beide Perspektiven miteinander verbinden ließen.





MARIA CIEŚLA
(AM DHI VON 2015 BIS 2019)

Die Arbeit am DHI bedeutete
für mich zwar keinen Umzug
oder einen radikalen Wechsel
des akademischen Umfelds, aber doch
einen deutlichen Wechsel
von wissenschaftlichen Perspektiven
und Methoden.

Im März 2015 nahm ich eine wissenschaftliche Tätigkeit am Deutschen Historischen Institut in der Forschungsgruppe „Regionalität und Regionsbildung“ auf. Im Einklang mit meinen bisherigen Interessen entschied ich mich für ein Thema, das jüdische Studien mit der sozioökonomischen Geschichte der Frühen Neuzeit verbindet. Als ich am DHI anfang, war ich davon überzeugt, dass es sich um eines von vielen Forschungsprojekten handeln würde, bei denen ich mich vor allem auf ausgiebige Archivrecherchen und eigenständige Untersuchungen des Themas konzentrieren würde. Seit dem Beginn meiner Tätigkeit am Deutschen Historischen Institut überlegte ich, wie ich mich in einer Forschungsgruppe zurechtfinden sollte, in der sich im Gegensatz zu meiner bisherigen Berufserfahrung niemand mit der Geschichte der Frühen Neuzeit oder mit Fragen der Judaistik beschäftigt hatte. Am Anfang machte ich mir Gedanken, wie sich die Geschichte der Juden im Großherzogtum Litauen mit den regionalen Diskursen in Podlachien und der Niederlausitz an der Wende zum 20. Jahrhundert oder mit den sich wandelnden Vorstellungen von Mittel- und Osteuropa in der Mitte des 20. Jahrhunderts

verknüpfen ließe. Ich war etwas zurückhaltend im Hinblick darauf, ob sich eine Zusammenarbeit entfalten könnte sowie im Hinblick auf ihren eventuellen intellektuellen Nutzen.¹ Doch schon die ersten Wochen zeigten mir, dass die Vielfalt der Ansätze, Perspektiven und Themen Möglichkeiten bietet, sich mit bisherigen Denkgewohnheiten auseinanderzusetzen, und einen dazu zwingt, neue Forschungsmethoden und -strategien zu entwickeln. Die Arbeit am DHI bedeutete für mich zwar keinen Umzug oder einen radikalen Wechsel des akademischen Umfelds, aber doch einen deutlichen Wechsel von wissenschaftlichen Perspektiven und Methoden.

Die Grundlage für die Forschung zum Themenbereich „Regionalität und Regionsbildung“ war eine gemeinsame Definition einer Region, die als Teil eines größeren Ganzen definiert wurde. Ein solch breiter Ansatz erlaubte es, historische Regionen aus sehr vielen Blickwinkeln zu betrachten. Sie konnten sowohl Gegenstand sozialer Diskurse als auch Ort sozialer Praktiken sein und in Form von kognitiven oder funktionalen Karten bzw. sozialen Räumen analysiert werden. Der Interpretationsspielraum bei einem so weit gefassten

¹ Als ich meine Arbeit am Deutschen Historischen Institut begann, wurden in der Forschungsgruppe Regionalismus und Regionsbildung folgende Teilprojekte durchgeführt: Raum, Volk und Staat. Geografische Konzepte der Neugestaltung Ostmittel- und Südosteuropas 1914–1939 (Maciej Górny); Adlige Identitäten und Repräsentationskulturen im Königlichen Preußen des 17. und 18. Jahrhunderts (Sabine Jagodzinski); Podlachien und die Niederlausitz: Image und Verinnerlichung im kulturellen und gesellschaftlichen Diskurs im 19. und frühen 20. Jahrhundert (Aleksandra Kmak-Pamirska); Regionale Differenzierung, Ethnizität und Geschichtskultur: Die Kaschubei im 20. Jahrhundert (Miloš Rezník).

Basiskonzept erforderte von den Mitgliedern der Forschungsgruppe eine „eigene“, spezifischere Definition der Region. Am Anfang meiner Tätigkeit am Deutschen Historischen Institut kreisten daher unsere Diskussionen um den Grundbegriff und dessen Definition. Die Gespräche mit Historikern verschiedener Epochen, Kunsthistorikern, Kultur- und Religionswissenschaftlern waren eine sehr interessante Erfahrung, die die Besonderheit des Mitwirkens in einem interdisziplinären Forschungsteam verdeutlichte. Abgesehen von den offensichtlichen intellektuellen Impulsen, die meine spätere Forschung wesentlich geprägt haben, worüber weiter unten mehr zu erfahren ist, zeigten mir diese Diskussionen auch, wie unterschiedliche Bildungstraditionen die Art und Weise beeinflussen, wie wissenschaftliche Forschung betrieben wird. Der tägliche Kontakt nicht nur mit deutschen Kolleginnen und Kollegen, sondern auch mit Stipendiaten, die oft aus anderen osteuropäischen Ländern kamen, war eine sehr inspirierende Erfahrung. Durch meine Beschäftigung am Institut hatte ich nicht nur die Möglichkeit, meine Forschungsergebnisse in einem internationalen Umfeld zu präsentieren, sondern – was noch wichtiger war – an der täglichen Forschungspraxis eines internationalen Teams teilzunehmen. Viele informelle Gespräche in der Institutsküche, bei den alltäglichen Gängen zum Mittagessen, abendlichen Besprechungen im Flur oder Diskussionen „durch die Wand“ haben die Form meiner Forschung stark beeinflusst. Als Mitglieder der Forschungsgruppe nahmen wir auch regelmäßig an verschiedenen internationalen wissenschaftlichen Veranstaltungen teil. Neben dem unbestrittenen wissenschaftlichen Nutzen boten die gemeinsamen Reisen zudem Gelegenheiten für eher informelle Treffen und Diskussionen.

Unterschiedliche Forschungsperspektiven, Besonderheiten verschiedener historischer Epochen und das Bedürfnis nach Verständigung mit den anderen Teammitgliedern trugen dazu bei, meine theoretischen Interessen zu vertiefen. Die hervorragend ausgestattete Bibliothek und die Möglichkeit ihrer uneingeschränkten Nutzung waren eine große Hilfe. Die eigenständige Suche nach Büchern in den Institutsbeständen führte oft zu sehr überraschenden und aufschlussreichen Ergebnissen. Und so ersetzte die Lektüre theoretischer Texte das in meinem bisherigen Forschungsumfeld so eifrig betriebene Quellenstudium. Gemeinsame Diskussionen innerhalb der Forschungsgruppe, Vergleiche mit anderen Projekten erwiesen sich, entgegen meinen früheren Befürchtungen, als sehr fruchtbar und intellektuell anregend. Indem ich mir andere Projekte meiner Forschungsgruppe ansah sowie mit meinen Kolleginnen und Kollegen sprach, kam ich meist zu „negativen Schlussfolgerungen“: Ich erkannte, welche theoretischen und methodischen Ansätze nicht auf meine Forschung anwendbar waren. Dies regte mich zu weiteren intellektuellen Erkundungen an.

Eines der Hauptprobleme bestand darin, Begriffe, die von Kolleginnen und Kollegen, die sich mit der Geschichte des 19. oder 20. Jahrhunderts beschäftigen, verwendet werden, angesichts der Spezifik der Frühen Neuzeit zu konzeptualisieren. In diesem Zusammenhang war es von entscheidender Bedeutung, die Frage zu beantworten, ob es möglich sei, den Begriff „Region“, der zumeist auf einen homogenen Nationalstaat rekurriert, in der Forschung zur Frühen Neuzeit zu verwenden. Was sind die Besonderheiten der Region

in dieser Epoche? Wie kann ich die für die vormoderne Rzeczpospolita typischen Phänomene und Konzepte so wiedergeben, dass sie für meine Kolleginnen und Kollegen verständlich (und nützlich) sind? Wie kann ich die mich interessierenden Themen aus den Bereichen Judaistik und jüdisch-christliche Beziehungen mit einer regionalen Perspektive verbinden?

Auf der Suche nach einem geeigneten theoretischen Rahmen für mein Forschungsprojekt wandte ich mich zunehmend räumlichen Ansätzen und mikrohistorischen Methoden zu.² Der nach soziologischen Theorien definierte soziale Raum ermöglichte es mir, die regionale Geschichte mit den christlich-jüdischen Beziehungen zu verbinden. Juden und Christen, die in demselben Gebiet (Region) lebten, bildeten einen spezifischen sozialen Raum. Wirtschaftliche Faktoren bestimmten, dass dieser Raum zu einer Wirtschaftsregion wurde. Die Mikrogeschichte leitete einen Wechsel der Forschungsperspektive und eine völlig neue Sichtweise auf das Funktionieren der Juden innerhalb Polen-Litauens ein. Die Fokussierung auf das Individuum und sein alltägliches Handeln erlaubte es mir, die christlich-jüdischen Kontakte nicht aus ideengeschichtlicher Perspektive („goldene polnische Toleranz“) zu analysieren, sondern aus der alltäglichen Erfahrung sozialer Akteure, die sich eindeutigen Urteilen entziehen. Die mikrohistorische Forschung offenbart ein komplexes Geflecht

² HENRI LEFEBVRE, *The Production of Space*, ins Englische übertragen von DONALD NICHOLSON-SMITH, Oxford 1994; SIGURÐUR G. MAGNÚSSON / ISTVÁN M. SZIJÁRTÓ, *What is Microhistory? Theorie and Practice*, London, New York 2013.

von Wechselbeziehungen und ermöglicht es, verschiedene Faktoren zu identifizieren, die die Stellung der Juden in der altpolnischen Gesellschaft beeinflussten. Beide theoretischen Inspirationen haben mich dazu gebracht, die historische Region zu definieren. In meiner Forschung verstand ich die historische Region als einen Handlungsraum menschlicher Individuen. Mein Hauptinteresse galt dementsprechend den sozialen Akteuren, welche die regionsbildenden Prozesse gestaltet hatten.

Ich habe meine Forschungen der Rekonstruktion des Handelsnetzes von Szmul und Gedalia Ickowicz gewidmet, jüdischen Kaufleuten und „Hofjuden“ der Familie Radziwiłł, die in der Mitte des 18. Jahrhunderts vor allem im Großfürstentum Litauen tätig waren. Die Gebrüder Ickowicz sind Persönlichkeiten, die aus der vorhandenen Fachliteratur relativ gut bekannt sind. In den früheren Veröffentlichungen vor allem jüdischer Historiker waren ihre Biografien und die wirtschaftlichen Grundlagen ihres Besitzes recht detailliert beschrieben.³ Mein Interesse an den Brüdern Ickowicz ergab sich gerade aus der Tatsache, dass es sich um aus der bisherigen Forschung bekannte Figuren handelte. Vor allem aber wollte ich versuchen, ein bereits ausführlich untersuchtes Thema aus einer ganz anderen Perspektive zu beleuchten.

³ TERESA ZIELIŃSKA, Kariera i upadek żydowskiego potentata w dobrach radziwiłłowskich w XVIII wieku, in: *Kwartalnik Historyczny* 98 (1991), 3, S. 33–49; ADAM TELLER, Money, Power, and Influence in Eighteenth-Century Lithuania. The Jews on the Radziwiłł Estates, Stanford, CA 2016.

Auf den Spuren der wichtigsten historischen Akteure habe ich ihr Wirkungsgebiet rekonstruiert. Einige Aspekte fand ich dabei besonders spannend: Erstens war es der geografische Bereich, der durch die wirtschaftliche Tätigkeit der Brüder Ickowicz bestimmt wurde. Ich analysierte, wie die jüdischen Unternehmer bei ihren Geschäften politische und nationale Grenzen überschritten und ein Netz von Kontakten nicht nur im Großfürstentum Litauen, sondern auch in Königsberg, in der Krone oder im Deutschen Reich schufen. Den Bezugspunkt bildete das Klientelsystem der Magnaten. Der erste Schritt bei meinem Forschungsvorhaben bestand darin, den Wirtschaftsraum abzugrenzen und anschließend die wichtigsten Orte innerhalb dieses Raums zu identifizieren. Bereits in diesem Stadium wurde mir klar, dass ein Wechsel der Forschungsperspektive, die nun die Brüder Ickowicz nicht durch das Prisma der christlich-jüdischen Kontakte oder der Wirtschaftsgeschichte betrachtet, zu ganz innovativen Ergebnissen führt. So waren die Hauptorte der „Region der Brüder Ickowicz“ nicht die großen Städte des Großfürstentums Litauen, die bisher als die wichtigsten Wirtschaftszentren des Landes galten. Die Bezugspunkte und sozusagen Hauptstädte der Region der Ickowicz Brüder waren dafür: Krzychiv (bel. Kryčaj), Nahnevich (bel. Njahnevičy), Sluzk (bel. Sluck), Biała (Podlaska) und Königsberg (russ. Kaliningrad).

Zweitens interessierte ich mich für die sozialen Akteure, die den Wirtschaftsraum mitgestalteten. Unter Bezugnahme auf die rudimentären Fragen der christlich-jüdischen Studien habe ich die Art der Kontakte und die Rolle der Christen in der „Region der Brüder

Ickowicz“ bestimmt. Bei der Rekonstruktion der Kontaktnetze folgte ich den sozialen Akteuren und lehnte vorgefasste Hierarchien oder Annahmen ab, die den Juden eine besondere Stellung in der altpolnischen Gesellschaft zuweisen. So konnte ich ein komplexes Netzwerk nachbilden, in dem religiöse und ethnische Elemente eine sekundäre Rolle spielten, während gegenseitige Hierarchien und Unterordnung oft über staatliche und religiöse Trennungen hinausgingen. Szmul Ickowicz agierte als Unternehmer mit Kontakten zu allen gesellschaftlichen Gruppen. Im Klientensystem der Magnaten war er einer von vielen Akteuren; allerdings bestand zwischen ihm und seiner Patronin Anna Radziwiłł eine sehr vertraute und freundschaftliche Beziehung. Er selbst war auch Patron für viele verarmte Adlige sowie jüdische Pächter und Kaufleute. Seine soziale Stellung und seine Möglichkeiten unterschieden sich grundlegend von denen anderer Juden. Ickowicz war nicht nur ein von seiner Patronin abhängiger Hofjude, sondern auch ein selbständiger Unternehmer, der mit vielen Christen auf Augenhöhe agierte.

Die Quellenbasis für mein Projekt lieferte das Archivmaterial, das vor allem im Warschauer Hauptarchiv Alter Akten und im Belarussischen Historischen Nationalarchiv in Minsk sowie im Archiv der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin lagert. Während meines Aufenthalts in Warschau hatte ich Zeit, Archivbestände zu durchstöbern, auch solche, die für mein Projekt wenig nützlich zu sein schienen. Dabei entdeckte ich viele bisher unbekannte Archivdokumente, die ein völlig neues Licht auf die wirtschaftlichen Aktivitäten der Juden in Polen-Litauen werfen. Meine Arbeit am Deutschen

Jasnie Osiwieona miłosciwa Ligiace
 Pani a Pani moja miłosciwa y Dobrodzie

Jak miślo Dostali mi List od I O Ligi mości Soverat
 wój d Styllery i wójle do Ligi: a tak na, ad ruzi list
 z Minśka przysto mi; tak zwrac przor i ad ruzi
 da kamienionia Bialekiego telly dylt do u
 tej Ligi mości Pani mości miłosciwa
 usłomni z kruszwa ze Panie miłosciwa
 i w sę w drodze do mira; tak i ad przor i w
 mi z tej zaskiny będy ody nowie ze Panie do
 wafrej Ligi mości Pani mości miłosciwa
 ze pod Kopij Jasnie Osiwieone miłosciwa
 upadom y Ktorem

Wafrej Ligi mości Pani
 a Pani mości miłosciwa y Dobrodzie
 najin pji m podnizichu i w mi

Bymje Ligi

Z mira 23 Februar
 W. D. 32

Jaśnie Oświecona młodziwa Siośna
 Pani a Pani moja młodziwa i Dobrodzie

Jack, przeto Dozied mi List od I O X Kcy mojej Siostrze
 w jej listy Kcy wojak W. X. Dr. z Wilna, drugi List
 z Mińska przysłał mi; tak znowy przez i do czego ty
 da Kamienica Białego teloty dyktando wa
 kcy Siostrze mojej Pani mojej młodziwej
 w domostwie z Kcy znowa ze Siostrze młodziwej
 i tak są w drodze do mira; tedy i al przeto stanoż w
 i tak tedy gościnny będy odynowit ze Siostrze do
 a Kcy Siostrze mojej Pani mojej młodziwej, a te
 w pod Stopni Jaśnie Oświecone młodziwe, Pani
 nadam i Kcy

W Kcy Siostrze mojej Pani
 a Pani mojej młodziwej i Dobrodzie
 na jej i młodziwej i Dobrodzie
 Kcy Siostrze

Februarij
 1732



Historischen Institut erleichterte mir auch den Zugang zu belarussischen Archiven. Dazu trugen vor allem Kontakte zu belarussischen Kolleginnen und Kollegen bei, die ein Stipendium am Institut absolviert hatten. Lange Gespräche über die archivalischen Ressourcen und Besonderheiten der Benutzung von belarussischen Archiven erwiesen sich schon bei den Recherchen in Minsk als sehr hilfreich.

Die Tätigkeit am Deutschen Historischen Institut bestand jedoch nicht nur aus theoretischen Diskussionen und Archivrecherchen. Auch die Organisation von wissenschaftlichen Veranstaltungen und die Teilnahme am internationalen Austausch gehörten dazu. Das Institut war eine Plattform zahlreicher Konferenzen, Workshops und Tagungen, sodass einerseits unsere Forschungen jederzeit in einem sehr breiten Kreis internationaler Experten vorgestellt und diskutiert wurden. Andererseits haben wir auch wertvolle Erfahrungen bezüglich der Konzeptualisierung, Vorbereitung und Durchführung von wissenschaftlichen Veranstaltungen gesammelt. Indem wir Fachleute nach Warschau einluden, konnten wir viele Personen treffen und wissenschaftliche Kontakte knüpfen, was häufig zu gemeinsamen Projekten führte. Aus meiner Forschungsperspektive war die Offenheit für externe Kontakte und die Möglichkeit, mit vielen Menschen zusammenzuarbeiten, eine hervorragende Ergänzung zu unseren institutsinternen Diskussionen, die mir die Gelegenheit boten, auch Historiker der Neuzeit und Spezialisten für jüdische Studien zu konsultieren. Als ich mit meinen Forschungen über die Brüder Ickowicz begann, suchte ich nach der besten methodischen Lösung, um zu analysieren, wie die Juden innerhalb der religiös und ethnisch vielfältigen

Gesellschaft der ehemaligen Republik funktioniert hatten. In dieser Phase der Forschung half mir die Organisation der Konferenz „Religious and Ethnic Diversity in the Early Modern Polish-Lithuanian Commonwealth in a Comparative Perspective“, deren Hauptziel es war, eine methodische Diskussion anzustoßen und die Frage zu beantworten, wie sich religiöse und ethnische Vielfalt untersuchen lässt. Die der Frühen Neuzeit gewidmeten Beiträge etlicher Fachleute aus Polen, Deutschland, Litauen, Israel und den Vereinigten Staaten trugen dazu bei, dass ich mich mikrohistorischen Methoden zuwandte. Dieser Ansatz wurde noch infolge einer von unserem Forschungsbe- reich organisierten Konferenz vertieft, auf der wir uns mit „Regions- machern“ in einer Reihe von geografischen, zeitlichen und sozialen Kontexten befassten. Mit der Frage, wer diese Regionsmacher waren und wie sie Regionen schufen, wollten wir die Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit einer mikrohistorischen Forschung lenken, bei der soziale Akteure im Mittelpunkt stehen. Eine etwas spätere Konfe- renz über jüdische Räume, die gemeinsam mit dem Museum POLIN organisiert wurde, veranlasste mich dazu, die bisherigen „räumli- chen“ Ergebnisse der jüdischen Studien kritisch zu betrachten und mein Augenmerk auf die Bedeutung des sozialen Raums für den christlich-jüdischen Kontakt zu lenken. Dank der chronologischen Begrenzung konnte ich außerdem Konzepte, die vor allem von His- torikern der Gegenwart und Soziologen verwendet werden, an die Bedürfnisse der Frühen Neuzeit anpassen.

Die Untersuchung des von den Brüdern Ickowicz geschaf- fenen Wirtschaftsraums unterschied sich scheinbar nicht von meinen

anderen Forschungsprojekten. Wie meine früheren und späteren Projekte betraf sie die sozialökonomische Geschichte der Juden in Polen-Litauen in der Frühen Neuzeit. Die Grundlage für die Analysen bildete das Material, das in den von mir mehrfach besuchten Archiven aufbewahrt wird; somit war der Beginn der Arbeit weder mit einem Umzug noch einem Wechsel des akademischen Milieus verbunden. Dennoch führte die Präsenz in einem internationalen historischen Umfeld, das sich mit völlig anderen Forschungsthemen befasste, zu einem Perspektivwechsel und ließ die Forschung über die „Region der Brüder Ickowicz“ zu einem ganz anderen Projekt als alle meine bisherigen heranreifen.

Aus dem Polnischen von Ruth Leiserowitz und Małgorzata Sparenberg

MARIA CIEŚLA studierte Geschichte (mit dem Schwerpunkt jüdische Geschichte und Kultur) an der Universität Warschau. Sie arbeitete in der Abteilung Studien zur Neuzeit am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften und in den Jahren 2015–2019 gleichzeitig am DHI.

Sie war zudem Stipendiatin der Hebräischen Universität in Jerusalem, des YIVO in New York und der Universität Southampton. Ihre Forschungsinteressen umfassen die breit verstandene Sozialgeschichte der Juden sowie jüdisch-christliche Beziehungen in der ehemaligen Republik Polen-Litauen.

Sie ist Autorin der Monografie „Kupcy, arendarze, rzemieślnicy. Różnorodność zawodowa Żydów w Wielkim Księstwie Litewskim w XVII i XVIII wieku“, die 2018 erschien und mit dem

Józef-A.-Gierowski-und-Chone-Shmeruk-Preis ausgezeichnet wurde.



MACIEJ GÓRNY
(AM DHI VON 2014 BIS 2020)

Das Institut hat sich im Laufe
der Zeit zu einem Ort entwickelt,
der vor allem Forschenden
entgegenkommt, die sich
mit transnationaler Geschichte
beschäftigen, ohne unbedingt
den Fokus auf
die deutsch-polnischen
Beziehungen zu legen.

59

Das Deutsche Historische Institut mag nur aus einer sehr entfernten Perspektive als eine Vertretung der deutschen Geschichtswissenschaft in Polen erscheinen. In Wirklichkeit ist es eher ein Zentrum, vielleicht eines der wichtigsten, in dem die moderne Geschichtsschreibung zu Mittel- und Osteuropa Gestalt annimmt. Wenn die Metapher des Transmissionsriemens in solchen Fällen überhaupt stimmig ist, so verläuft er eher nach Westen, wo ehemalige DHI-Beschäftigte nicht ohne Schwierigkeiten einen Platz in akademischen Einrichtungen in Westeuropa finden, als nach Osten in Richtung Polen. Obwohl das Institut in vielerlei Hinsicht eine deutsche Einrichtung darstellt, sind seine Originalität und der Einfluss, den ich sehe, auf die Interaktion zwischen entsandten und lokalen Historikerinnen und Historikern zurückzuführen. Erfreulicherweise waren in der bisherigen Geschichte des DHI sowohl Erstere als auch Letztere sehr oft von einer ähnlichen Offenheit und Neugierde gegenüber der Welt geprägt.

Ich habe meine Bekanntschaft mit dem Institut im wörtlichen wie im übertragenen Sinne in einer anderen Zeit gemacht. Es war in den 1990er Jahren. Der Sitz des Instituts befand sich damals

im Kultur- und Wissenschaftspalast, als ich zum ersten Mal einen Vortrag eines deutschen Gasthistorikers hörte (es war Dieter Lange-wiesche) und zum ersten Mal die Bibliothek benutzte, die mit frischen internationalen historischen Zeitschriften und einer umfangreichen Auswahl an deutschen Werken zur Geschichte Mittel- und Osteuropas bestückt war. Ich hatte gerade an meinem Magister in tschechoslowakischer Geschichte gearbeitet und die DHI-Bibliothek erwies sich als die einzige in Warschau, in der die böhmischen Werke von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg zugänglich waren und wo ich nachsehen konnte, welche Themen in der aktuellen Ausgabe der Münchner *Bohemia* behandelt wurden.

Es war eine völlig andere Zeit, nicht nur für die polnische Wissenschaft, sondern auch in der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen. Das habe ich ein paar Jahre später deutlich zu spüren bekommen, als ich um die Jahrtausendwende im Deutsch-Polnischen Jugendwerk aktiv wurde, um polnische und deutsche Lehrkräfte auszubilden und didaktische Materialien für den Geschichtsunterricht zu entwickeln. Bei all diesen Unternehmungen herrschte noch immer ein charakteristisches Ungleichgewicht von Kompetenz und Interesse. Sowohl die Lehrerfortbildung als auch der Klassenaustausch stießen seinerzeit auf polnischer Seite auf weitaus größeres Interesse als auf deutscher. Obwohl das Programm ausschließlich die neueste Geschichte (hauptsächlich den Zweiten Weltkrieg) abdeckte, bewarben sich vor allem polnische Germanistinnen und Germanisten. In der Praxis kamen oft zwei polnische Lehrkräfte für Deutsch auf einen deutschen Geschichtslehrer oder -lehrerin.

Die Inhalte, für die sich die an diesem Austausch Teilnehmenden interessierten und auch die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen in den 1990er Jahren dominierten, trugen das gleiche Stigma. In sachlicher Hinsicht gaben der Zweite Weltkrieg sowie seine unmittelbaren Folgen von Flucht und Vertreibung den Ton an. Negative Stereotype, die einen Schatten auf die Zukunft der bilateralen Beziehungen werfen, blieben ein heiß diskutiertes Thema. Eine ganze Generation von Aktivistinnen und Aktivisten setzte sich stark für die Verständigung beider Nationen ein, um gegenseitige Vorurteile zu bekämpfen. Akademikerinnen und Akademiker wiederum schrieben darüber ihre Abhandlungen, die ich als Student las, fest davon überzeugt, darin bestünde der Sinn der deutsch-polnischen Geschichte. Dies umso mehr, als es sich dabei nicht selten um herausragende Bücher von solchen Größen handelte wie Edmund Dmitrów, Hans Henning Hahn, Hubert Orłowski, Tomasz Szarota oder Anna Wolff-Powęska.¹

¹ EDMUND DMITRÓW, *Niemcy i okupacja hitlerowska w oczach Polaków: poglądy i opinie z lat 1945–1948*, Warszawa 1987; TOMASZ SZAROTA, *Niemiecki Michel. Dzieje narodowego symbolu i autostereotypu*, Warszawa 1988 (deutsche Fassung: *Der deutsche Michel. Die Geschichte eines nationalen Symbols und Autostereotyps*, übersetzt von KORDULA ZENTGRAF-ZUBRZYCKA, Osnabrück 1998); ANNA WOLFF-POWĘSKA (Hg.): *Polacy wobec Niemców. Z dziejów kultury politycznej Polski 1945–1989*, Poznań 1993; HUBERT ORŁOWSKI, *Polnische Wirtschaft. Nowoczesny niemiecki dyskurs o Polsce*, übersetzt von ISABELLA SELLMER und SVEN SELLMER, Olsztyn 1998 (deutsche Originalfassung: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polandiskurs der Neuzeit, Wiesbaden 1996); HANS HENNING HAHN (Hg.): *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur historischen Stereotypenforschung*, Frankfurt am Main 2007.

Diese Epoche gehört nun der Vergangenheit an, und die DHI-Mitarbeiterinnen und -Mitarbeiter, die ich kennenlernen durfte, haben sie sanft und respektvoll in die jenseitige Welt verlegt. In einem Text, der einigen von ihnen (u. a. Hans-Jürgen Bömelburg) gewidmet ist, formulierte Włodzimierz Borodziej erneut seine Überzeugung, die er bereits Mitte der 1990er Jahre in einem Gespräch mit Claudia Kraft und Jerzy Kochanowski (die derzeit wohlbekanntlich am DHI tätig waren) zum Ausdruck brachte: „Jetzt ist ja eigentlich Schluss mit dieser traditionellen deutsch-polnischen Geschichte, mit all dem Hervorheben der Konflikthaftigkeit, der Opfer des Zweiten Weltkriegs und so weiter“.² Die neue Phase war damals tatsächlich angebrochen und das spiegelte sich auch im Forschungsprofil der ersten Wissenschaftlerjahrgänge des Instituts wider. Aus meiner Sicht erwies sich die Zusammenarbeit mit den polnischen Mitarbeitern am wichtigsten: mit Jerzy Kochanowski, der sich damals auf die Geschichte der DDR fokussierte, und Robert Traba, der an einem Buch über die regionale Identität der Ostpreußen in der Zwischenkriegszeit schrieb. Beide beeindruckten mich durch ihre Freiheit, mit der sie sich daranmachten, die Lücken nicht mehr in der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen, sondern schlichtweg in der deutschen Geschichte zu füllen. Im Institut waren sie keine Ausnahmen. Zur gleichen Zeit arbeiteten ihre deutschen Kolleginnen und Kollegen

² WŁODZIMIERZ BORODZIEJ, „Jetzt ist ja eigentlich Schluss mit dieser traditionellen deutsch-polnischen Geschichte“, in: MARKUS KRZOSKA u. a. (Hg.): *Wende, Wandel, Weitermachen? Nachfragen zur Geschichtswissenschaft der 1990er Jahre in Deutschland, Polen und Europa*, Paderborn 2021, S. 64–86, hier S. 69.

zu Themen wie der polnisch-jüdischen Identität oder Expertenkulturen im 20. Jahrhundert. Im Vergleich zur „traditionellen deutsch-polnischen Geschichte“ war dies eine wirklich neue Perspektive, erfrischend frei von der Last der Stereotypenbekämpfung und nicht besonders an der Pflege gutnachbarschaftlicher Beziehungen interessiert.

Nach der Jahrtausendwende arbeitete ich an meiner Promotionsschrift über marxistisch-leninistische Historiografie in Polen, der Tschechoslowakei und der DDR. Zu jener Zeit nahmen die Forschenden, die sich mit meinem Thema befassten, meist eine Perspektive ein, die für das sogenannte totalitäre Paradigma typisch war. Sie betrachteten die Geschichte ihrer Disziplin so, als ob die logische und notwendige Abfolge ihrer Entwicklung von der kommunistischen Diktatur, die gegen Historiker brutale Gewalt angewendet habe, unterbrochen worden wäre. Bei diesem Ansatz gab es weder Raum für Verhandlungen zwischen Behörden und Historikern noch für eine freiwillige Beteiligung an einem „methodologischen Durchbruch“. Das totalitäre Paradigma erkannte nur Gewalt und Kollaboration (absolut zu verurteilen), Versuche zur „Rettung der nationalen Substanz“ (positiv bewertet) oder Widerstand (lobenswert). Ich hatte den Eindruck und kann mich dessen nach wie vor nicht erwehren, dass solch ein vereinfachtes Bild der Realität vollkommen falsch war. Den idealen Rückzugsort fand ich indes in der Bibliothek des DHI, die damals über neue Publikationen von Martin Sabrow und seinen Kollegen verfügte; sie betrachteten die Geschichtsschreibung der DDR als dynamisches System, in dem die Gestaltungsmacht – obschon in unterschiedlichem Maße – nicht nur bei der Parteiführung, sondern

VII. Internationaler
Historikerkongress
in Warschau 1933,
Quelle: Sign. 183494,
NAC





auch bei Intellektuellen lag. Jahre später konnte ich Sabrow in Warschau hören, selbstverständlich auch im DHI. Ich glaube, ich war da keine Ausnahme. Es gab sicherlich viele Historikerinnen und Historiker, die dank des Instituts mit Forschungstendenzen in Berührung kamen, die sich in Deutschland etwas anders entwickelten als in Polen.

In den folgenden Jahren lebte und arbeitete ich in Deutschland. Das Warschauer DHI diente mir nicht mehr als Fenster zur Welt, aber es war weiterhin präsent. Mein Vorgesetzter am Berliner Historischen Forschungszentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften (CBH) war Robert Traba; das Sekretariat wurde von einer anderen ehemaligen Mitarbeiterin des Instituts, Anna Molenda, geleitet und das DHI stellte den direkten Bezugspunkt für das erste polnische historische Institut im Ausland dar. „Deutsch-polnische Erinnerungsorte“³ von Hans Henning Hahn und Robert Traba waren das Flaggschiffprojekt des CBH; das Konzept der beiden Herausgeber basierte auf einer Idee, die auf einer der vom Warschauer DHI organisierten Konferenzen entstanden war. In der Umsetzungsphase wurde übrigens deutlich, dass unter den Autoren dieser mehrbändigen Publikation ehemalige, damalige (und auch zukünftige) Mitarbeiter des Instituts in großer Anzahl vertreten sein werden. Die Arbeit daran war für mich eine Gelegenheit, Bekannte aus der Zeit, als ich hauptsächlich die Bibliothek des DHI als meinen Verbündeten

³ HANS HENNING HAHN / ROBERT TRABA (Hg.): *Polsko-niemieckie miejsca pamięci* | Deutsch-polnische Erinnerungsorte, Bd. 1–4, unter Mitarbeit von MACIEJ GÓRNY und KORNELIA KOŃCZAL, Warszawa 2012–2015.

angesehen hatte, wieder zu treffen: Jochen Böhler, Hans-Jürgen Bömelburg, Igor Kąkolewski, Katrin Steffen und viele andere.

Die Mitwirkung des DHI-Personals an Projekten, die Traba in Berlin tatkräftig leitete, hatte mehrere Ursachen. Eine wichtige Rolle spielten zweifellos die institutionelle Zusammenarbeit und persönliche Bekanntschaften, ebenso wie die wissenschaftliche Kompetenz. Ich denke jedoch, dass zudem eine gemeinsame Perspektive auf die Geschichte der bilateralen Beziehungen wichtig war. Traba sah die Hauptaufgabe der von ihm geleiteten Institution darin, der deutschen Öffentlichkeit und Fachwelt zu verdeutlichen, dass es in den deutsch-polnischen Beziehungen um mehr gehe als um den Kontakt zwischen zwei Kulturen. In Anlehnung an Klaus Zernack (dessen Buch in polnischer Übersetzung übrigens in der vom DHI herausgegebenen Reihe „Klio w Niemczech“ publiziert wurde)⁴ vertrat er die Meinung, dass ohne den „polnischen Faktor“ viele wichtige Elemente der deutschen Geschichte gar nicht verstanden werden können. Wo es nicht möglich sei, eine Trennlinie zwischen den beiden Gemeinschaften zu ziehen, sollten sie nicht als Monaden behandelt werden; untersuchenswert wären eher die Auswirkungen ihrer gegenseitigen Durchdringung.

Als ich nach Warschau zurückkehrte, gab es am Institut bereits eine neue Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern,

⁴ KLAUS ZERNACK, *Polska i Rosja. Dwie drogi w dziejach Europy*, übersetzt von ANDRZEJ KOPACKI, Warszawa 2000 (deutsche Originalfassung: *Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte*, Berlin 1996).

darunter Maren Röger, Robert Brier und Stephan Lehnstaedt. Motiviert durch diese Kontakte nahm ich am Institut eine Tätigkeit auf, die ich von 2014 bis 2020 mit einer Stelle am Tadeusz-Manteuffel-Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften verband. Inwieweit haben dieses Umfeld, diese Institution und bestimmte Menschen meine Art zu denken und zu schreiben beeinflusst? Aus der Perspektive der Zeit (zugegebenermaßen keiner allzu langen) meine ich, dort Menschen getroffen zu haben, mit denen es mir leicht fiel zu kommunizieren, auch wenn unsere Interessen sehr weit auseinanderlagen. Manchmal sind mir dadurch Tatsachen bewusst geworden, die ich sonst nicht bemerkt hätte. Ich erinnere mich eines Kolloquiums, in dem ich mein Konzept einer synthetischen Geschichte der Historiografie in Osteuropa des 20. Jahrhunderts präsentierte. Die Herausforderung bei diesem Projekt bestand in der Mehrsprachigkeit der Geschichtsproduktion jener Zeit, als Übertragungen in Kongresssprachen keine gängige Praxis darstellten. Zu meiner Überraschung bekam ich damals die aufschlussreichsten und kritischsten Hinweise von meinen Kollegen-Mediävisten, die daran gewöhnt sind, dass die lateinische Sprache der Quellen ihnen Zugang zum Archivmaterial aus der ganzen Region verschafft, im Gegensatz zu den Quellen, die sich auf den territorialen Geltungsbereich einer modernen Sprache beschränken.

Darüber hinaus habe ich zwei Projekte realisiert, die in Buchpublikationen mündeten. Das erste betraf die Rolle der Geografie und der Geografen bei der Gestaltung der europäischen Grenzen nach 1918. Das zweite befasste sich mit den Erinnerungskulturen bezüglich des Großen Kriegs in Mittel- und Osteuropa. Beide wur-

den von Kolleginnen und Kollegen am DHI nach ähnlichen Prinzipien (und ähnlichen Ergebnissen) kritisiert wie bei den anderen Vorträgen und Konferenzen zur mittel- und osteuropäischen Geschichte, an denen ich teilgenommen habe. Das Fehlen signifikanter Unterschiede zeugt – so scheint es mir zumindest – gerade davon, dass das Institut ein zunehmend stärkeres regionales Profil aufweist und der von Professor Borodziej angestrebten Richtung folgt.

Das soll nicht heißen, dass ich keine besonderen Merkmale des DHI wahrgenommen habe. Vor allem aus der Perspektive eines Historikers, der in einer der osteuropäischen Wissenschaftsakademien aufgewachsen ist, waren sie offensichtlich. Das Institut bot (und bietet weiterhin) hervorragende Bedingungen für wissenschaftliche Arbeit. Es verschafft den Zugang zu polnischen und deutschen Bibliotheksbeständen, Repositorien und internationalen Datenbanken. Es erlaubt, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der ganzen Welt einzuladen und mit ihnen zusammenzuarbeiten. Hier ist es möglich, Konferenzen und Diskussionen zu Themen zu veranstalten, für die sich die Forschenden interessieren, und dabei Unterstützung in technischen und organisatorischen Fragen zu erhalten. Man kann sich darauf verlassen, dass Recherchen und Aktivitäten, die für die Durchführung eines Forschungsprojekts notwendig sind, finanziert werden. Für jemanden, der sich in der lokalen Forschungslandschaft auskennt und bereits mit den wichtigsten Bibliotheken und Archiven vertraut ist, ähnelt die Arbeit am DHI einer Autofahrt mit einem getunten Motor. Damit lassen sich viele Probleme effizienter und schneller lösen.

Ein weiterer Vorteil, der vor allem in einer etwas längeren Perspektive sichtbar wird, ist das Privileg, kleine, aber signifikante Veränderungen im Sozialisationsmodell der aufeinanderfolgenden Generationen deutscher Wissenschaftler, die nach Warschau kommen, wahrzunehmen. Dabei handelt es sich, so meine ich, nicht um wissenschaftliche, sondern um weltanschauliche Fragen. Deutschland sowie das übrige Europa verwandeln sich in einem rasanten Tempo, begleitet von intensiven Auseinandersetzungen über Politik, Menschenrechte, Geschlechterordnung, Grenzen der Gewissensfreiheit, Ökologie und so weiter. Die deutschen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts sind kein getreues Abbild der gesellschaftlichen Spaltung; aufgrund ihrer Ansichten und Interessen gehören sie wahrscheinlich in mancher Hinsicht einer Minderheit an. In Verbindung mit dem alle paar Jahre wechselnden Führungsstil der Leitung trägt das gelegentlich zu Streitigkeiten, Diskussionen und außerwissenschaftlichen Initiativen bei, die ich aufmerksam etwas von außen verfolgt habe. Ähnliche fanden dann nach kurzer Zeit in polnischen Institutionen und unter polnischen Geisteswissenschaftlern statt.

Die deutsche akademische Kultur, in die das Institut eingebettet ist, weist aus der Sicht eines lokalen Mitarbeiters nicht nur Vorzüge auf, sondern auch, sagen wir mal so, kleine Beschwerlichkeiten. Ich meine, sie können, historisch betrachtet, als Rudimente einer früheren Denkweise über bilaterale Beziehungen angesehen werden. Das Institut ist eine Einrichtung der Bundesrepublik ist und verfügt über deren öffentliche Mittel. Damit ist es mit der Notwendigkeit konfrontiert, bei seinen Ausgaben und Aktivitäten transparent zu

bleiben. In der Praxis bedeutet dies für wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mehr Sitzungen, Schulungen und Evaluierungen als nötig. Das Streben nach Kontrolle ist allerdings nicht nur ein Merkmal der deutschen akademischen Kultur. Man erinnere sich beispielsweise an die nervöse Stimmung, die in polnischen wissenschaftlichen Einrichtungen durch die Evaluierung im Jahr 2022 hervorgerufen wurde. Ich habe jedoch den Eindruck, dass das DHI, vielleicht gerade wegen seiner (völlig überholten, aber ihm intuitiv zugeschriebenen) Rolle als diplomatische Institution, der Kurve einen Schritt voraus ist. Hier wird mehr und häufiger über Evaluation nachgedacht und gesprochen als anderswo.

Die Frage, die diesem Band zugrunde liegt, nämlich wie die Arbeit am DHI Warschau die Perspektive der dort Forschenden verändert, beschäftigt mich auf eine etwas andere Weise als die der sogenannten Entsandten. Schon lange bevor ich meine Tätigkeit hier aufnahm, war ich relativ gut mit dem historischen Warschauer Milieu sowie mit den polnischen Bibliotheken und Archiven vertraut. Diese Perspektive mag mich daran hindern, wichtige Dinge wahrzunehmen, aber sie ist genauso legitim wie jede andere. Die Bedeutung des DHI liegt nicht in seiner Rolle als Ort deutsch-polnischer Begegnungen. Diese finden an vielen Orten kontinuierlich statt, sind mehr oder weniger formell und bedürfen wohl keiner besonderen Förderung mehr. Das DHI erweist ihnen einen großen Dienst, ohne lautstarke Erklärungen, sozusagen im Vorbeigehen, und ich hoffe, dass sich das in naher Zukunft nicht ändern wird. Worin besteht dieser Dienst? Das Institut hat sich im Laufe der Zeit zu einem Ort entwickelt,

der vor allem Forschenden entgegenkommt, die sich mit transnationaler Geschichte beschäftigen, ohne unbedingt den Fokus auf die deutsch-polnischen Beziehungen zu legen. Die Perspektive der gemeinsamen Geschichte ist in diesen Arbeiten zwar präsent, aber eher nicht direkt, nur unterschwellig. Die Erfahrung dieser spezifischen Zusammenarbeit beeinflusst die Art und Weise, wie sowohl deutsche als auch polnische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am DHI über Geschichte denken, selbst wenn es sich nicht um die Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen handelt. Sie bestimmt mit, welche Themen uns künftig beschäftigen werden, welche Phänomene wir spannend und welche wir ganz uninteressant finden werden. Die Vertrautheit mit mehr als einer akademischen Kultur bedeutet immer eine Bereicherung für die Forschungstätigkeit, auch wenn das Augenmerk nur auf der Geschichte einer Gemeinschaft liegt. In dieser Hinsicht ist das DHI für Klaus Zernack und seine Nachfolger ein wahr gewordener Traum.

Aus dem Polnischen von Ruth Leiserowitz und Małgorzata Sparenberg

MACIEJ GÓRNY absolvierte das Studium der Geschichte an der Warschauer Universität (im Rahmen der Interfakultären Einzelstudien in den Geisteswissenschaften). Er arbeitet in der Abteilung Ideengeschichte und Geschichte der Gebildeten im 19. und 20. Jahrhundert am Institut für Geschichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN). Seit 2020 ist er stellvertretender Leiter des Instituts für Geschichte der PAN. Am DHI war er zunächst Stipendiat (2014–2015), dann wissenschaftlicher Mitarbeiter (2015–2020). Die Geschichte der Historiografie sowie die Geschichte der Klischees und Nationalcharaktere in Ostmitteleuropa stehen im Fokus seiner Forschung. Er ist Autor und Redakteur von „Vaterlandszeichner. Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa“ (2017, dt. Ausgabe 2019) und vieler anderer Bücher. Mit Włodzimierz Borodziej verfasste er die zweibändige Geschichte des Ersten Weltkriegs in der longue durée: „Nasza wojna. Imperia 1912–1916“ und „Nasza wojna. Narody 1917–1923“ (2014, 2018). Der erste Band erschien in englischer Fassung bei Cambridge University Press (2021).





JÜRGEN HEYDE

(AM DHI VON 1998 BIS 2003)

Die bewusste Strategie des Instituts,
seine Arbeit nicht nur innerhalb
Warschau, sondern in der gesamten
polnischen Geschichtsforschung
zu vernetzen, war eine große
Bereicherung für uns als
MitarbeiterInnen.

Als ich im Juli 1998 nach Warschau ans DHI kam, hatte ich nur recht vage Vorstellungen von meinem Forschungsvorhaben. Es sollte um die Rolle der jüdischen Bevölkerung in jener wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Transformation gehen, die sich in den polnischen Ländern zwischen dem 13. und dem frühen 17. Jahrhundert vollzog. Der Begriff „Landesausbau“ für dieses Phänomen wird in der deutschsprachigen Forschung seit einigen Jahrzehnten verwendet, um sich von älteren Begrifflichkeiten wie „Kolonisation“ oder gar „Deutsche Ostkolonisation“ und den damit verbundenen Vorstellungswelten zu lösen. In meiner Berliner Studienzeit spielte die Dekonstruktion deutscher Hegemonialnarrative gegenüber dem östlichen Europa unter dem methodischen Fokus der „Beziehungsgeschichte“ (Klaus Zernack) eine wichtige Rolle. Eine weitere Inspiration bildete das Diktum Jakub Goldbergs „There is no history of Poland without the history of the Jews, and no history of the Jews without the history of Poland“ (1993). Die Begegnung mit Prof. Goldberg in den Räumen des „Forschungsschwerpunkts Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas“ (dem Vorläufer des späteren GWZO) in Berlin 1994 weckte

und Frühneuzeitforschung geknüpft; einige der damaligen KommilitonInnen waren mittlerweile selbst in der Forschung aktiv. Über das Doktorandenseminar von Prof. Antoni Mączak lernte ich Anna Michałowska(-Mycielska) kennen, die ihrerseits zur jüdischen Geschichte im frühneuzeitlichen Polen forschte, und über sie erhielt ich Kontakt zum Mordechaj-Anielewicz-Zentrum (Centrum Badania i Nauczania Dziejów i Kultury Żydów w Polsce im. Mordechaja Anielewicza), das ebenfalls am Historischen Institut angesiedelt war. Mit dem Jüdischen Historischen Institut (Żydowski Instytut Historyczny, ŻIH) existiert in Warschau eine weitere traditionsreiche Forschungseinrichtung, die nach den Umstrukturierungen der 1990er Jahre nun mit einem breiten Profil auch die Vormoderne verstärkt in den Blick nahm. Das Anielewicz-Zentrum und das ŻIH verfügten über enge Kontakte zu ForscherInnen in Israel. Auf diese Weise traf ich Jakob Goldberg wieder, lernte Moshe Rosman, Adam Teller und Judith Kalik kennen. Auch für den nötigen Spracherwerb waren die Voraussetzungen günstig. Am ŻIH lernte ich zunächst Jiddisch und begann dort auch mit dem Hebräisch-Unterricht, den ich dann mit Unterstützung des DHI in Jerusalem fortsetzen konnte.

Mit meiner Projektidee konnte ich in Polen an zwei Forschungstendenzen anknüpfen: Innerhalb der jüdischen Geschichtsforschung wurden in Warschau und Kielce in den 1990er Jahren intensive siedlungsgeschichtliche Studien betrieben (Zenon Guldón, Maurycy Horn), welche die Dimensionen jüdischer Präsenz auch jenseits der großen frühneuzeitlichen Zentren zeigten. Sie ergänzten die israelischen Arbeiten, die sich bereits seit den 1970er Jahren wie-

der mit dem historischen Polen-Litauen befassten, aber ihr Interesse vorwiegend auf das 18. Jahrhundert richteten (Gershon Hundert, Moshe Rosman). In der polnischen Mediävistik wiederum vollzog sich in den 1990er Jahren die Abkehr vom *nationes*-Paradigma als forschungsleitender Großerzählung (die Konferenz zu „Mittelalterliche *nationes* – neuzeitliche Nationen“ im DHI Warschau 1994 bildete hier gewissermaßen einen zusammenfassenden Schlusspunkt). Es begann ein neues Nachdenken gerade in der migrations- und gesellschaftsgeschichtlichen Forschung zum Mittelalter (Sławomir Gawlas, Andrzej Janeczek, Tomasz Jurek).

In ersten Gesprächen zeigte sich aber auch eine gewisse Skepsis, ob das Projekt überhaupt machbar sein könnte. Die Befürchtungen eines mediävistischen Kollegen („Dort gibt es doch gar nichts!“) erwiesen sich nur zum Teil als berechtigt. Für das 14. und 15. Jahrhundert waren die Überlieferungen zu den großen Zentren durchaus ergiebig, während es jenseits davon häufig nur einzelne Belege für jüdische Anwesenheit gab. Was bedeutete „Landesausbau“ in Bezug auf die jüdische Bevölkerung eigentlich? Es zeichneten sich eigene Erwartungshaltungen und Handlungspotentiale ab – seitens der nichtjüdischen Obrigkeiten ebenso wie bei jüdischen Akteuren.

Innerhalb der jüdischen Geschichte Polen-Litauens lagen die Schwerpunkte der Forschung nicht ohne Grund auf dem 17. und 18. Jahrhundert, da für diese Periode neben der nichtjüdischen Überlieferung auch innerjüdische Quellen in größerer Zahl verfügbar waren (auch wenn die jüdischen Gemeindearchive fast vollständig

durch die deutschen Besatzer vernichtet worden waren). Daraus ergab sich eine methodische Herausforderung: Wie konnte jüdische Agency in nichtjüdischen Quellen sichtbar gemacht werden? Dies berührte im Kern die Frage, was Jakub Goldbergs Diktum eigentlich für die Forschungspraxis bedeuten konnte: Es stand seit je außer Frage, dass die nichtjüdische Geschichte für die jüdische Geschichte wichtig war, doch wie konnte man den zweiten Teil der Gleichung in der Praxis fruchtbar machen? Es reichte nicht aufzuzeigen, dass Polen-Litauen das unumstrittene Siedlungszentrum der europäischen Juden in der Frühen Neuzeit gewesen war. Es ging darum zu fragen, wie diese jüdische Bevölkerung die polnisch-litauische Gesellschaft in jener Epoche mitgestaltet hatte – sie jenseits von Randgruppen- und Minderheitenparadigmen als gesellschaftliche Akteure zu begreifen.

Der Wunsch, hegemoniale Erzählungen aufzubrechen und Geschichte „von ihren Rändern“ neu zu verstehen, war nicht nur innerhalb der jüdischen Geschichte zentral. Im Umfeld meiner Forschungen zum Thema der Dissertation konnten wir uns mit KollegInnen aus dem DHI, aus Polen und Lettland (Almut Bues, Bogusław Dybaś, Mārīte Jakovļeva) auf verschiedenen Tagungen über die polnische Periode im Baltikum austauschen, die in den potenziell interessierten Historiografien, also der polnischen, lettischen, estnischen, aber besonders der deutschen, ein Schattendasein fristete, wenn sie nicht völlig ausgeblendet wurde.

Relevanz oder Marginalität, das war am Ende des 20. Jahrhunderts noch eine Frage, die aus deutscher Sicht die gesamte polni-

sche Historiografie betraf. Das DHI versuchte hier durch eine intensive Publikationstätigkeit die Grundlagen für eine breitere Wahrnehmung zu schaffen. Neben der Hauptreihe „Quellen und Studien“ und den beiden Übersetzungsreihen konnte ich mit den „Einzelveröffentlichungen“ eine vierte Reihe anschieben und bis 2003 redaktionell betreuen, die bevorzugt die Ergebnisse gemeinsamer Tagungen dokumentierte, aber auch die viel beachtete Monografie von Valentina Maria Stefańska über „Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I.G. Farbenwerk“ (2000) enthielt. Ein Vortragsprogramm, das deutsche HistorikerInnen nicht nur nach Warschau einlud, sondern in einem Tandemformat auch jeweils in eine weitere polnische Universitätsstadt und damit fast immer gänzlich neue Kontakte vermittelte, fiel ab 2000 ebenfalls in meine Zuständigkeit. Die bewusste Strategie des Instituts, seine Arbeit nicht nur innerhalb Warschaus, sondern in der gesamten polnischen Geschichtsforschung zu vernetzen, war eine große Bereicherung für uns als MitarbeiterInnen. Es half zudem, dass das Institut nicht mehr nur als eine Art „wissenschaftliche Vertretung“ Deutschlands in Polen wahrgenommen wurde, sondern sich als selbstverständlichen Teil der polnischen Wissenschaftslandschaft etablieren konnte.

Diese Bereicherung kam auch meinen eigenen Forschungen zugute, sei es durch die Aufnahme in die „Polnische Gesellschaft für Jüdische Studien“ (Polskie Towarzystwo Studiów Żydowskich) oder bei der Konferenz zu „Juden und Bürgern im alten Polen-Litauen“ (Żydzi i mieszczanie w dawnej Rzeczypospolitej) im Herbst 2002 in den Räumen des DHI, organisiert gemeinsam mit dem Jüdischen

Historischen Institut und der Universität Haifa. KollegInnen aus polnischen Hochschulen von Danzig bis Krakau, von Kielce bis Bialystok sowie aus Israel und den USA diskutierten drei Tage über Schnittmengen zwischen „bürgerlicher“ und „jüdischer“ Geschichte, über die Bedeutung rechtlicher Rahmensetzungen und politischer Praktiken, lokale Gemeindebildungen, die Rolle von Frauen und über Selbst- und Fremdbilder. Die Anregungen dieser Konferenz waren entscheidend für die Neukonzipierung meines Forschungsvorhabens über „transkulturelle Kommunikation und Verflechtung“.

Warschau als Standort und das DHI mit seinen profilbezogenen Aufgabenstellungen, aber auch den Freiräumen eines außeruniversitären Forschungsinstituts, haben meiner Arbeit wesentliche Impulse verliehen. Das Institut gab mir die Möglichkeit, neue Ideen zu entwickeln. Die Vernetzung mit KollegInnen aus dem ganzen Land bot Einblicke in andere Forschungstraditionen mit vielen Anregungen, aber mitunter auch einer gehörigen Portion Skepsis, die immer wieder Anlass bot, vermeintliche Gewissheiten neu zu durchdenken.

JÜRGEN HEYDE studierte Osteuropäische Geschichte, Slawistik und Geschichte des Mittelalters in Gießen, Mainz, Warschau und Berlin. In den Jahren 1991–1997 war er Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1998 verteidigte er seine Doktorarbeit, die er unter der Betreuung von Professor Klaus Zernack geschrieben hatte. Am DHfI war er als wissenschaftlicher Mitarbeiter von 1998 bis 2003 tätig. Im Jahr 2009 wurde er habilitiert. Seit 2014 arbeitet er am Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Leipzig, wo er in den Jahren 2021–2022 die Abteilung Wissenstransfer und Vernetzung leitete. 2016 wurde er zum außerplanmäßigen Professor an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg ernannt. Seine Forschungsschwerpunkte sind die transkulturelle Geschichte Osteuropas im Mittelalter und in der Neuzeit sowie die Geschichte der polnisch-jüdischen Beziehungen in einem vollständigen Querschnitt durch die Epochen. Er publizierte unter anderem „Das neue Ghetto? Raum, Wissen und jüdische Identität im langen 19. Jahrhundert“ (2019).





GINTARĖ MALINAUSKAITĖ
(AM DHI VON 2017 BIS 2022)

Die Arbeit am DHI Warschau hat mir gezeigt,
dass ein Gedankenaustausch mit Kolleginnen
und Kollegen generell von großer Bedeutung
für das Geschichtsverständnis sein kann.
Dem möchte ich noch hinzufügen:
Forschungsprozesse entstehen überhaupt
nur im Dialog zwischen Forschenden.
Damit ist die Forschung nie eine einsame
Angelegenheit.

85

„Cicha noc, święta noc, pokój niesie ludziom wszem a u żłobka
Matka Święta czuwa sama uśmiechnięta, nad Dzieciątką snem“.¹
2017: Weihnachtsfeier mit meinen neuen Kolleginnen und Kollegen
des Deutschen Historischen Instituts Warschau mit polnischen Lie-
dern und traditionellen hausgemachten Gerichten. Diese diente auch
als Auftakt meiner Amtszeit. Damit begann ich meine wissenschaftli-
chen Tätigkeiten an der Außenstelle Vilnius des DHIW und mein
Forschungsprojekt. Worum ging es? Mein Projekt beschäftigte sich
mit den Nachkriegsprozessen in Sowjetlitauen währen der 1960er
Jahre, in denen der Massenmord an den litauischen Juden im Kon-
text des Zweiten Weltkriegs im Fokus der juristischen Auseinander-
setzungen stand. Das an der Außenstelle Vilnius des DHIW verfasste

¹ Stille Nacht, heilige Nacht! [...].

Buchmanuskript analysiert anhand eines mikrohistorischen Ansatzes die Geschichte eines Gerichtsverfahrens, das im Jahr 1964 in der litauischen Hafenstadt Klaipėda stattfand. In diesem Kriegsverbrecherprozess verurteilten die sowjetischen Gerichtsbehörden sieben einheimische Kollaborateure für die Ermordung von Juden in der im Nordwesten des Landes gelegenen Stadt Skuodas. Die sowjetische Justizbehörde konzipierte dieses Verfahren als ein öffentliches Ereignis mit einem breiteren pädagogischen Auftrag. In meinem Buch argumentiere ich, dass die von der sowjetischen Justiz durchgeführten Kriegsverbrecherprozesse der 1960er Jahre einerseits als Instrument der ideologischen Propaganda wahrgenommen werden können, andererseits aber auch als alternatives Podium für das Erinnern an den Holocaust in Sowjetlitauen sowie Wissensproduktion über diesen dienten und somit eine konträre Perspektive der Kriegserinnerungen zu der offiziellen sowjetischen Erinnerungspolitik darstellten.

Eins möchte ich von vornherein klarstellen: Ich hatte eine besondere Arbeitssituation im Vergleich zu den meisten anderen Forschenden am DHI Warschau, da mein Arbeitsplatz in Vilnius angesiedelt war. Zumindest ist es wichtig zu betonen, dass nicht nur der direkte, sondern auch der alltägliche virtuelle Standortwechsel von großer Bedeutung für die Durchführung meiner Forschungsaufgaben war. Zu meinen Aufgaben gehörten neben den Forschungstätigkeiten auch die Leitung der Außenstelle Vilnius. Diese Einrichtung, die als Forschungs- und Koordinationsstelle des Deutschen Historischen Institut Warschau dient, wurde im Jahr 2017 gegründet. Hier habe ich mein Forschungsprojekt realisiert

sowie mehrere wissenschaftliche Tagungen, Workshops und Vorlesungsreihen in Litauen gemeinsam mit wissenschaftlichen MitarbeiterInnen des DHIW und Partnerinstitutionen konzipiert und organisiert.

Allerdings hatte ich die Möglichkeit, mit meinen KollegInnen in Warschau sowohl virtuell als auch vor Ort zu kommunizieren. Nicht nur für die interne Kommunikation mit den Institutsangehörigen, sondern auch für die Entwicklung meiner eigenen Forschung erwiesen sich meine Warschauer Besuche am Institut als wichtig. Immer wieder nutzte ich die Gelegenheit, um mein Forschungsprojekt mit anderen WissenschaftlerInnen zu diskutieren. Die akademischen Veranstaltungen des DHIW, wie zum Beispiel die Dienstagsvorträge, Mittwochskolloquien oder Forschungsbereichstreffen, boten für meine Forschung sowohl anregende und praktische Ideen als auch zahlreiche Gedanken zur Entfaltung meines Forschungsprojekts. Besonders aufschlussreich waren die Gespräche zu den einzelnen Arbeiten oder Buchkapiteln mit den KollegInnen aus meinem Forschungsbereich „Globale Herausforderung und gesellschaftlicher Wandel“. Damit war der monatliche Wechsel eines akademischen Kontextes sehr produktiv und brachte in meinen wissenschaftlichen Alltag eine erfrischende Erfahrung.

Werfen wir noch einen Blick auf meine Besuche am DHIW. Die Bibliothek: In Warschau profitierte ich besonders von den reichen Bibliotheksbeständen. Der Lesesaal des Palais Karnicki war ein sicherer Zielort für alle meinen Bücherbestellungen. Die Bibliothek-

sammlung des DHI Warschau bietet ein übergreifendes Sammelspektrum von deutsch- und englischsprachigen wissenschaftlichen Publikationen zur Geschichte Mittel- und Osteuropas und korreliert eng mit den Forschungsbereichen des Instituts. Die reichhaltigen und stetig wachsenden Bestände der Institutsbibliothek haben mir die Möglichkeit gegeben, neueste Veröffentlichungen auf meinem Forschungsgebiet kennenzulernen und somit kontinuierlich neues fachliches Wissen zu erwerben. Zu erwähnen gilt es jedoch, dass die Bibliothek neben den Büchern auch großartige MitarbeiterInnen hat, die nicht nur sehr kompetent sind, sondern auch über Humor verfügen.

Ich könnte also sagen: Der monatliche Standortwechsel sei eine „akademische Therapie“ gewesen. Was bedeutet das? Wie ist eine solche „Therapie“ zu verstehen? Ganz einfach: Hier fand ich Erleichterung, da ich sah, dass auch andere mit ähnlichen Forschungsproblemen und Herausforderungen zu kämpfen haben. Dazu erhielt ich wichtige akademische Unterstützung, die ich für die Entwicklung meines eigenen Forschungsprojekts benötigte. Durch das Anhören von Präsentationen verschiedenster Forschungsprojekte, die in völlig unterschiedlichen historischen und zeitlichen Kontexten angesiedelt waren, hatte ich außerdem die Möglichkeit, in verschiedene Wissenswelten einzutauchen. Das gestattete mir, meine Gedanken von meinem eigenen Projekt abschweifen zu lassen und mich in das wissenschaftliche Vorhaben anderer WissenschaftlerInnen zu versenken. Diese „meditative“ Erfahrung regte mich zu neuen Ideen an und ermutigte mich, meine eigene Forschung voranzutreiben.

Heutzutage sind interkulturelle Kompetenzen eine Grundvoraussetzung für den wissenschaftlichen Erfolg. Die internationale wissenschaftliche Zusammenarbeit, die eine entscheidende Funktion in der Wissensproduktion spielt und den Erkenntnisfortschritt ermöglicht, ist ohne interkulturelle Arbeitserfahrungen und Kompetenzen undenkbar. Hier erfüllt das Deutsche Historische Institut Warschau, das als eine multikulturelle Arbeitswelt bezeichnet werden kann, eine wichtige Funktion und fördert so einen interkulturellen Kompetenzerwerb. Wie ist dies zu erklären? Im Arbeitsalltag des DHIW begegnete ich WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen akademischen Landschaften, die verschiedene Perspektiven und Sichtweisen sowohl auf historische Ereignisse und ebenfalls auf alltägliche Tätigkeiten mitbringen. Begegnungen mit KollegInnen aus dem Institut sowie mit GastwissenschaftlerInnen aus anderen kulturellen bzw. historischen Kontexten, die einen Forschungsaufenthalt am Institut absolvierten, gaben zwangsläufig Denkanstöße und regten zur Selbstreflexion an. Einerseits brachte es auf der rein menschlichen Ebene ein tieferes Verständnis für einen konfliktlosen und offenen Umgang mit unterschiedlichen Wertvorstellungen und Verhaltensweisen. Auf der anderen Seite bereicherte diese kulturelle Vielfalt in der Berufswelt auch die eigene wissenschaftliche Arbeit und erlaubte mir, meine eigenen Auffassungen mit einer gewissen Distanz zu betrachten. Zuallererst hat mir die Arbeit am DHI Warschau gezeigt, dass ein Gedankenaustausch mit KollegInnen generell von großer Bedeutung für das Geschichtsverständnis sein kann. Dem möchte ich noch hinzufügen: Forschungsprozesse entstehen überhaupt nur im Dialog zwischen Forschenden. Damit ist die Forschung

Filmaufnahme aus „Neužbaigtas dienoraščio puslapis“
[Die unvollendete Seite des Tagebuchs],
Drehbuch: Ignas Pikturna, Regie: Leonas Tautrimas,
Litauische SRR 1964

nie eine einsame Angelegenheit. Diskussionen am Institut führten mich ganz oft zur Dekontextualisierung meines Forschungsprojekts und forderten mich, meinen Forschungsgegenstand in einem breiteren Kontext zu sehen. Damit wurden meine Reflexionskompetenzen sehr stark geschärft. Ich habe gelernt, dass es wertvoll ist, seine eigenen Forschungsideen- und Konzepte kontinuierlich zu hinterfragen und zu relativieren.

Dazu ermöglichte dieser wissenschaftliche Austausch einen Einblick in zahlreiche und oftmals innovative Forschungsprojekte zu hochinteressanten Themen aus verschiedenen Zeitepochen. Somit wurde mein Wissen über Geschichte und Geschichtsschreibung fortlaufend erweitert und ich erlernte neue Techniken zur Lösung von Problemen innerhalb wissenschaftlicher Forschungen. Ich bin mir sicher, dass auch die regelmäßige virtuelle wie vor Ort geführte Kommunikation in mehreren Sprachen dazu beigetragen hat, meine sprachlichen Fähigkeiten zu entwickeln. Dementsprechend gehörte ebenfalls das aktive Lernen von Fremdsprachen, insbesondere Polnisch und Deutsch, zu meinem Arbeitsalltag. Aber gerade der kontinuierliche Gedankenaustausch sowie die ständige Infragestellung des wissenschaftlichen Vorgehens durch Kolleginnen und Kollegen förderten meine Suche nach neuen Erkenntnissen und boten kreative Anwendungsweisen des neu gewonnenen Wissens.

Konnte ich einen Blickwechsel im Prozess meiner Forschung feststellen? Hat ein Perspektivwechsel oder ein Wechsel der Blickrichtung meines Forschungsprojekts stattgefunden? Ganz kon-





kret: Die interdisziplinäre Konferenz „Raum und Holocaustforschung“, die von den Kolleginnen des DHI Warschau Katrin Stoll und Annika Wienert in Kooperation mit dem Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg konzipiert wurde, führte innerhalb meiner Forschung zu einem anregenden Blickwechsel. Diese Tagung sollte die erste Konferenz in Deutschland mit einem theoretischen und methodischen Fokus auf die Kategorie „Raum“ im Kontext des Holocaust werden. Das Ziel dieser Tagung sollte sein, einen materiellen oder immateriellen Raum als sozial hergestelltes Phänomen zu untersuchen. Aufgrund der Coronavirus-Pandemie wurde die Tagung bedauerlicherweise abgesagt. Dennoch wurde



das Thema „Raum“ im Kontext der Holocaust- und Genozidforschung um den Forschungsbegriff „Körper“ erweitert, ein vergleichsweise neuer Ansatz in der Holocaustforschung, und die Ergebnisse wurden in einer Sonderausgabe der *Zeitschrift für Genozidforschung* publiziert. Es ging hier um die Frage, welche Funktion „Körper“ und „Raum“ für die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte als auch für die Erinnerung an den Holocaust besaßen. Bei dem Gedankenaustausch mit den Kolleginnen wurde mir deutlich, welche wichtige Rolle diese wissenschaftlichen Kategorien in der Holocaustforschung spielen. Im Schreibprozess meines Aufsatzes „Anwesende und abwesende Körper im Gerichtssaal der sowjetischen Kriegsverbrecherprozesse“ wurde



mir bewusst, dass darin ein großes wissenschaftliches Potenzial liegt, das zu neuen Erkenntnissen bei der Erforschung der Nachkriegsprozesse in der Sowjetunion führen kann.

Die Mitarbeit an diesem Themenheft, das sich, wie oben bereits erwähnt, mit der Relationalität von „Raum“ und „Körper“ im Kontext des Holocaust und seiner Nachgeschichte beschäftigt, hat mir gezeigt, dass es sinnvoll sein kann, die Analyse eines Gerichtsverfahrens, insbesondere im Hinblick auf die Kriegsverbrecherprozesse, die in der Sowjetunion stattfanden, durch räumliche und körperliche Perspektiven zu ergänzen. Dieser neue Blickwinkel ermöglichte mir zu analysieren, wie die sowjetischen Behörden den in meinem Forschungsprojekt untersuchten Kriegsverbrecherprozess durch räumliche Gestaltung und körperliche Praktiken konstruiert hatten. Um eine erzieherische Botschaft zu vermitteln, wurde der Gerichtssaal wie ein Theater eingerichtet und in einen symbolischen Raum der politischen und ideologischen Repräsentation verwandelt. Dieser neue Ansatz zeigte, dass nicht nur die Platzierung und Anwesenheit der staatlichen RepräsentantInnen, der Angeklagten, des Publikums und der weiteren ProzessteilnehmerInnen herausgehobene Bedeutung bei der Konstruktion eines juristischen Raumes hatten, sondern auch die körperliche Abwesenheit der Prozessakteure. Folglich konnte ich analysieren, dass in dem von mir untersuchten Gerichtsverfahren räumliche und körperliche Konfigurationen, die als strategisches Medium von der sowjetlitauschen Politik eingesetzt wurden, entscheidend für die Durchführung der sowjetischen Rechtsprechung gewesen waren. Diese neu entwickelte Perspektive fand Eingang in mein

Buchprojekt, und somit habe ich dort körperliche und räumliche Praktiken während des Kriegsverbrecherprozesses von Klaipėda ausführlicher diskutiert.

Was folgt daraus, sollte ich meine Arbeitserfahrung am DHI zusammenfassen? Den tatsächlichen wie auch den virtuellen Standortwechsel kann ich als bedeutsam für mein Forschungsprojekt und außerdem für meine Tätigkeiten in der Außenstelle Vilnius bezeichnen. Er hat soziale Dynamik in mein akademisches Leben gebracht und mich indes beruflich bereichert. Fachliche Hilfsbereitschaft und kollegiale Zusammenarbeit gehörten zu meinem Arbeitsalltag. Die Teilhabe an den Prozessen der Wissensproduktion trug wesentlich zu meinem Wissenszuwachs bei. Für die eigene Forschung waren auch die Verfeinerung der Selbstreflexion für das akademische Arbeiten und das kontinuierliche Nachdenken bei der Durchdringung meines Forschungsprojekts wesentlich. Eine interkulturelle Zusammenarbeit ermöglichte es mir, meine Forschung sowie meine wissenschaftlichen Tätigkeiten neu zu überdenken und zu interpretieren.

GINTARĖ MALINAUSKAITĖ studierte Politikwissenschaft, Geschichte und Lateinamerikanistik an der Vytautas-Magnus-

Universität in Kaunas, der Freien Universität Berlin und der Central European University in Budapest. 2017 wurde sie an der Humboldt-Universität zu Berlin im Fach Geschichte promoviert. Von 2017 bis 2022 leitete sie die Außenstelle Vilnius des Deutschen Historischen Instituts Warschau, wo sie gleichzeitig ein Projekt über NS-Kriegsverbrecherprozesse in der Litauischen Sowjetrepublik durchführte. In ihrer Forschungsarbeit beschäftigt sie sich mit dem Holocaust, Erinnerungskulturen, Kriegsverbrecherprozessen sowie der ost- und mitteleuropäischen

Geschichte, insbesondere der Geschichte Litauens im 19. und 20. Jahrhundert. 2019 erschien der von ihr herausgegebene Sammelband „Mediated Memories. Narratives and Iconographies of the Holocaust in Lithuania“. Gegenwärtig forscht sie zur Kultur des Rechts und des Gerechtigkeitsverständnisses

sowie zur litauischen Geschichte der Kindheit. Ihre neueste Veröffentlichung ist der Sammelband „Making Justice Visible. War Crimes Trials, Media, and Memory after the Second World War“

(zusammen mit Ruth Leiserowitz und Hektoras Vitkus).

Seit 2023 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Litauischen Historischen Institut der Akademie der Wissenschaften in Vilnius.



G E R T R U D P I C K H A N
(AM DHI VON 1993 BIS 1997)

Wenn ich auf meine Zeit in Warschau
zurückblicke, so kann ich guten
Gewissens sagen: Es war die beste Zeit
in meinem akademischen
und beruflichen Leben! Ich habe dort
wunderbare Menschen kennengelernt
und hatte mit Rex Rexheuser
einen „Chef“, wie er besser
nicht sein kann.

97

Als ich am 15. Juni 1993 meine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI Warschau antrat, hatte ich mich bereits seit über zwei Jahren mit meinem Habilitationsprojekt über den „Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund“, kurz Bund, in Polen 1918–1939 beschäftigt. Zunächst hatte ich am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg Jiddisch-Kurse besucht. Für den Bund, der 1897 in Wilna gegründet wurde, war die Förderung der jiddischen Sprache und Kultur ein wichtiger Programmpunkt. Die meisten Bund-Publikationen der Zwischenkriegszeit wurden auf Jiddisch verfasst.

Der Bund verlagerte seinen Schwerpunkt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Oktoberrevolution, die einen demokratischen Sozialismus unmöglich machte, nach Polen. Dort musste die Partei zunächst einen längeren Anpassungsprozess im Übergang vom russländischen Imperium zum polnischen Nationalstaat der Zwischenkriegszeit hinter sich bringen. Ihr Markenzeichen blieb jedoch das Konzept einer national-kulturellen Autonomie für ethnische

Minderheiten in einem multiethnischen Staat wie auch ein dezidierter Antizionismus. Die Jahre 1928–1930 markieren den Abschluss einer Konsolidierungsphase, die einige Kursänderungen mit sich brachte. Im jüdischen Kontext öffnete sich der Bund gegenüber den zunehmend verarmten selbständigen Kleinhandwerkern und nahm somit faktisch Abschied vom Selbstverständnis einer reinen Klassenpartei. „Arbetsmensh“ (der arbeitende Mensch) wurde zu einem Schlüsselbegriff, und die jüdischen Gewerkschaften in Polen, die mehrheitlich vom Bund geleitet wurden, waren in den 1930er Jahren mit rund 100.000 Mitgliedern die größte jüdische Massenorganisation in Polen. Im polnischen Umfeld setzte seit 1928 eine Intensivierung der Kontakte zur Polnischen Sozialistischen Partei (PPS) ein, wenngleich das Verhältnis zwischen jüdischen und polnischen Sozialist*innen nicht immer spannungsfrei war. 1930 erteilten die Bundist*innen mit dem Beitritt zur Sozialistischen Arbeiter-Internationale dem kommunistischen Experiment sowjetischer Prägung schließlich eine endgültige Absage.

Nachdem es im Laufe der 1920er Jahre gelungen war, zahlreiche führende Vertreter*innen der jiddischen Sprache als Parteimitglieder zu gewinnen, wurde der Bund zum wichtigsten politischen Sprachrohr der säkularen jiddischen Kulturbewegung. Durch das Netzwerk von Schulen, Vereinen und Institutionen der Kulturbewegung war die Partei tief in den jüdischen Lebenswelten außerhalb des Arbeitsplatzes verwurzelt und trug gleichzeitig wesentlich zur Blüte der jiddischen Kultur im Polen der Zwischenkriegszeit bei. Auch die Kommunalpolitik war ein wichtiges Mittel, um die Arbeiterpartei

und ihr Milieu in den regionalen Kontext zu integrieren. Charismatische Parteiführer wie Henryk Erlich (1882–1942) und Wiktor Alter (1890–1943) trugen wesentlich zu den Erfolgen des Bund bei den Kommunalwahlen Ende der 1930er Jahre bei.¹

Zur Fortführung meines Habilitationsprojekts konnte mir nichts Besseres passieren als ein Arbeitsplatz am DHI in Warschau. In meiner Hamburger Zeit hatte ich neben dem Erlernen der jiddischen Sprache die überwiegend englischsprachige Literatur zur jüdischen Arbeiterbewegung im östlichen Europa gelesen, die seit den 1970er Jahren im Zuge der Wiederentdeckung der Arbeiterbewegungsgeschichte erschienen war. In Warschau konnte ich dann in den Archiven und Bibliotheken viele Quellen zur Geschichte des Bund sammeln, die trotz der Zerstörung des Warschauer Ghettos 1943 und großer Teile der polnischen Hauptstadt 1944 durch die Nationalsozialisten noch erhalten waren.² Mein Kollege Jürgen Hensel, der gemeinsam mit mir seine Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am neugründeten DHI aufnahm, vermittelte wertvolle Kontakte zu polnischen Historiker*innen wie Feliks Tych (1929–2015) und Ruta Sakowska (1922–2011), die schon bald – wie auch Jürgen Hensel – zu lieben Freund*innen wurden.

¹ Ausführlicher dazu GERTRUD PICKHAN, „Gegen den Strom“. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund („Bund“) in Polen 1918–1939 (= Schriften des Simon-Dubnow-Instituts Leipzig 1), München, Stuttgart 2001; polnische Fassung: DIES., Pod prąd. Powszechny Żydowski Związek Robotniczny Bund w Polsce w latach 1918–1939, übertragen von ADAM PESZKE, Warszawa 2017).

² Dies waren: Archiv Neuer Akten, Staatsarchiv Warschau, Archiv des Jüdischen Historischen Instituts, Nationalbibliothek, Bibliothek des polnischen Sejm.

Feliks Tych traf ich bereits im Sommer 1993, und er nahm mich mit in das Archiv, das er zusammen mit Kolleg*innen für das von ihm herausgegebene biografische Nachschlagewerk zur Arbeiterbewegung in Polen angelegt hatte.³ Leider reichte das in der Volksrepublik Polen begonnene Nachschlagewerk nur bis zum Buchstaben K, da nach 1989 kaum noch Interesse an der Geschichte der Arbeiterbewegung bestand. Feliks Tych, der den Holocaust überlebt hatte und am 27. Januar 2010 im Rahmen der Gedenkstunde zum Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus eine Rede vor dem Deutschen Bundestag hielt, hatte jüdische Sozialist*innen in das Nachschlagewerk zur „polnischen Arbeiterbewegung“ integriert, weshalb ich im Archiv, das über den Buchstaben K hinausging, einige Bundist*innen fand. Fast noch wichtiger aber war mir Feliks Tych als Gesprächspartner, Berater und steter Ermutiger. Nie vergesse ich, was er mir bereits zu Beginn meiner Warschauer Zeit sagte: „Es ist gut, dass Sie dieses Projekt machen, und es ist gut, dass *Sie* dieses Projekt machen.“ Dieser Satz war für mich wohl die wichtigste Stütze während der gesamten nachfolgenden Arbeit an meinem Habilitationsprojekt.

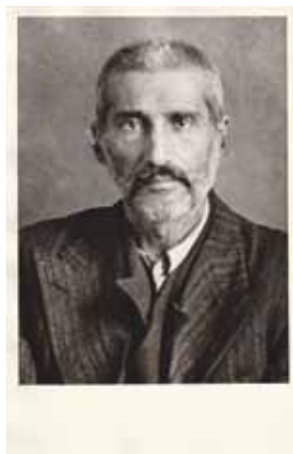
Mit Feliks Tych konnte ich zu Anfang deutsch reden. Wenn ich zu ihm nach Hause eingeladen war und wir zusammen mit seiner wunderbaren Ehefrau Lucyna Tych (1929–2019) in der Küche saßen, sprachen wir polnisch. Obwohl Polnisch meine zweite Sprache nach

³ FELIKS TYCH u. a. (Hg.): Słownik biograficzny działaczy polskiego ruchu robotniczego, 3 Bde., Warszawa 1978–1992.

Russisch im Slawistik-Studium gewesen war und ich zweimal (1979 und 1980) an jeweils zweimonatigen Polnisch-Sommerkursen in Krakau und Warschau teilgenommen hatte, nahm ich noch bei dem Polnisch-Lektor an der Universität Hamburg Wojciech Klemm Privatunterricht, der sehr hilfreich war. In Warschau setzte ich den Unterricht zunächst noch fort bei der Polonistin Ewa Ihnatowicz, die mir Wojciech Klemm empfohlen hatte. Auch ihre Unterstützung trug wesentlich dazu bei, dass mein Polnisch immer besser wurde. Von Ewa Ihnatowicz erhielt ich auch viele interessante Informationen über die polnischen Lebenswelten, was zu einem besseren Verständnis meiner neuen Umgebung beitrug. So war mir zum Beispiel aufgefallen, dass ich in Warschau wesentlich mehr Hunde sah, die von ihren Besitzer*innen ausgeführt wurden, als in Hamburg. Als ich Ewa fragte, warum auch sie in ihrer kleinen Einraum-Wohnung einen gar nicht so kleinen Hund halte, erklärte sie mir: Die meisten Warschauer*innen hätten einen familiären Hintergrund, der in ländliche Regionen zurückführe, und versuchten diesen durch die Hunde auch in der Großstadt noch ein bisschen zu erhalten. Erinnerungen wie diese habe ich in meinen Tagebüchern festgehalten, auf die ich mich auch im Folgenden noch mehrfach beziehen werde.

Während eines Urlaubs meiner Warschauer Polnisch-Lehrerin übernahm Alina Molisak, die wie Ewa als Polonistin an der Warschauer Universität tätig war und noch ist, für zwei oder drei Wochen den Unterricht. Mit Alina verbindet mich bis heute das Interesse an der polnisch-jüdischen Geschichte, und wir wurden recht bald zu Freundinnen. Zusammen mit ihren und bald auch meinen

Bund-Parteiführer Henryk Erlich (1882–1942) und Wiktor Alter (1890–1943), Fotos aus Haftakten, NKVD-Untersuchungshaft in Moskau, Fotosammlung: Gertrud Pickhan



Warschauer Freund*innen trafen wir uns öfter zu einem „Frauenfrühstück“ und lachten gemeinsam über den polnischen Ausdruck „babskie śniadanie“. Dass auch eine Italienerin und eine Israelin daran teilnahmen, machte dieses Warschauer Frauenfrühstück multi-kulturell.

Dem DHI Warschau verdanke ich, dass ich im Februar 1994 einen Monat in Moskau verbringen konnte. In einem Gedenkbuch für die Bund-Führer Henryk Erlich und Wiktor Alter, die beide 1942 bzw. 1943 in einem NKVD-Gefängnis in Kujbyšev ums Leben kamen, hatte ich gelesen, dass Henryk Erlich als NKVD-Häftling in Moskau eine Geschichte des Bund in Polen geschrieben hätte.⁴ Es erschien mir wie ein kleines Wunder, dass ich durch die Botschaft

⁴ ABRAM FAYNSILBER, Mitn khaver Erlikh in sovietishe turmes, in: HENRIK ERLIKH / VIKTOR ALTER. A gedenk-bukh, New York 1951, S. 116–141, hier S. 124 f. (amerikanische Fassung: With Comrade Erlich in Soviet Prison, in: HENRYK ERLICH / VIKTOR ALTER, Two Heroes and Martyrs for Jewish Socialism, übertragen von SAMUEL A. PORTNOY, New York 1990, S. 110–135, hier S. 119).



der Russischen Föderation in Warschau die Genehmigung zum Besuch des FSB-Archivs in Moskau erhielt. Im Visum stand als Reisegrund: Verhandlungen (russisch: *peregovory*) mit dem FSB.⁵ Den alten Pass mit diesem Visum habe ich aufgehoben. Tatsächlich fand ich im FSB-Archiv die Geschichte des Bund, die Henryk Erlich in der NKVD-Haft geschrieben hatte.⁶ Von den Häftlingsfotos von Erlich und Alter, die zwischen den Verhör- und Prozessakten lagen, erhielt ich sogar Kopien.

Auch in Moskau traf ich mich mit Feliks und Lucyna Tych. Feliks arbeitete im Februar 1993 ebenfalls in einem Moskauer Archiv. Er plante eine Biografie des Rosa Luxemburg-Gefährten Leo Jogiches zu schreiben und bat mich um Hilfe bei der Entzifferung deutscher Briefe. So verbrachte ich mit ihm einen Tag im Moskauer Parteiarchiv.

⁵ FSB – russischer Inlandsgeheimdienst [Anm. d. Red.].

⁶ GERTRUD PICKHAN, *That Incredible History of the Polish Bund Written in a Soviet Prison*, in: *Polin* 10 (1997), S. 247–272.

Feliks suchte eine unehelich in Berlin geborene Tochter von Jogiches – und wir fanden sie! Gemeinsam konnte ich mit Feliks und Lucyna bereits aus Warschauer Perspektive ein bisschen über die Moskauer Verhältnisse lästern. Der Kulturpalast in Warschau, in dem das DHI bis 2003 untergebracht war, erschien mir nach meiner Rückkehr aus Moskau im Vergleich zu den dortigen „Stalin-Hochhäusern“ recht klein.

Am Jüdischen Historischen Institut in Warschau, kurz ŻIH, und auch bei Jerzy Tomaszewski (1930–2014), der als Professor an der Universität Warschau das „Mordechai-Anielewicz-Zentrum für Forschung und Lehre zur Geschichte und Kultur der Juden in Polen“ gegründet hatte, trafen meine Moskauer Archivfunde auf großes Interesse. Jerzy Tomaszewski verdanke ich es, dass mein Aufsatz über die in NKVD-Haft geschriebene Geschichte des Bund in der Zeitschrift *Polin* veröffentlicht werden konnte. Auch eine Kurzfassung in polnischer und jiddischer Sprache erschien durch seine Vermittlung in der Warschauer Zeitschrift *Słowo Żydowskie* (Das jüdische Wort). Das war für mich eine besondere Freude. Zuvor hätte ich es kaum für möglich gehalten, dass ich als Deutsche einen Beitrag in einer polnisch-jüdischen Zeitschrift veröffentlichen konnte. Dies hängt auch mit einem Erlebnis zusammen, das ich während meines Polnisch-Sommerkurses in Krakau 1979 hatte. Als ich zusammen mit anderen Kursteilnehmer*innen aus Deutschland in ein Gespräch vertieft vor einem Schaufenster stand, kam plötzlich ein alter Herr zu uns, zog seinen Ärmel hoch, zeigte uns seine eintätowierte Häftlingsnummer und ging wortlos fort. Vor diesem Hintergrund hatte ich mit

berechtigten Ressentiments gegen mich als Vertreterin des „Tätervolks“ gerechnet – gerade in Warschau, wo die Verbrechen und Massenmorde der Nationalsozialisten besonders präsent waren. Jedoch wurde ich von polnischen und jüdischen Warschauer*innen in den Jahren meiner Tätigkeit am DHI mit großer Freundlichkeit und Herzlichkeit aufgenommen. Besonders in den ersten Monaten in Warschau habe ich dies immer wieder in meinem Tagebuch notiert und war sehr glücklich darüber.

Das ŻIH suchte ich in meiner Warschauer Zeit einmal wöchentlich auf, um mir von Ruta Sakowska bei der Lektüre der jiddisch-sprachigen Artikel der Bund-Presse helfen zu lassen. Der Bund hatte nie viel Geld, so dass Buchstabendreher wegen des fehlenden Lektorats selbst im Zentralorgan der Partei *Naye Folksztaytung* (Neue Volkszeitung) häufig vorkamen. Wenn dies bei den sogenannten Hebraismen geschah, konnte nur Ruta Sakowska helfen. Ihr Vater war vor 1939 Journalist und Jiddisch-Aktivist in Wilna, Ruta Sakowska überlebte den Holocaust in der Sowjetunion. Sie war die Warschauer Expertin für das Ringelblum-Archiv und die Geschichte des Warschauer Ghettos und prägte schon früh den Begriff des „zivilen jüdischen Widerstands“.⁷ Unvergesslich sind die vielen Treffen

⁷ Ihre Dissertation von 1974, in der sie diesen Ausdruck gebrauchte, erschien in zweiter Auflage 1993 (Ludzie z dzielnic zamkniętej. Z dziejów Żydów w Warszawie w latach okupacji hitlerowskiej; październik 1939 – marzec 1943, Warszawa 1993) und wurde auf dieser Basis auch ins Deutsche übersetzt: Menschen im Ghetto. Die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939–1943, übertragen von RUTH HENNING (= Klio in Polen 2), Osnabrück 1999.

freitagnachmittags, bei denen wir uns nicht nur mit den Buchstaben-drehern beschäftigten, sondern auch über Gott und die Welt redeten. Zur Sprache kamen immer wieder auch die komplexen polnisch-jüdischen Beziehungen. Zu meinem großen Erstaunen reagierte Ruta Sakowska sehr erzürnt auf einen Artikel in der wichtigsten polnischen Tageszeitung *Gazeta Wyborcza*, der im Kontext des 50. Jahrestags des Warschauer Aufstands 1994 erschien. Ein junger Journalist, Michał Cichy, thematisierte darin die Morde an Juden und Jüdinnen durch polnische Aufständische.⁸ Ruta Sakowska fand es ungehörig, dass ein junger Mann, der „noch nicht trocken hinter den Ohren“ war, die polnische Erinnerung an den heroischen Aufstand unnötigerweise beschmutzte. Dass dies die Sicht einer polnischen Jüdin – oder jüdischen Polin – war, überraschte mich zutiefst. Ich hatte eher Zustimmung dazu erwartet, dass diese Verbrechen endlich erwähnt wurden, und dachte viel darüber nach, warum es anders war. Vielleicht war es die Lebensweisheit einer alten Dame, die den Polen und Polinnen eine ungebrochene Erinnerung an „ihren“ Warschauer Aufstand nicht verderben wollte.

Mehrfach hörte ich allerdings von Letzteren, dass sie „die Juden“ nicht mögen. Auf meine Nachfrage, warum dies so sei, bekam ich immer wieder die Antwort: weil sie uns den Kommunismus gebracht haben. Dies sagten mir zum Beispiel mein Vermieter, ein wohlhabender Warschauer Arzt, und ein evangelischer polnischer Pastor, den ich

⁸ MICHAŁ CICHY, Polacy – Żydzi. Czarne karty powstania, in: *Gazeta Wyborcza*, 1994, Nr. 24.

kontaktierte, weil ich gern mein Orgelspielen weiterführen wollte. Daraus wurde dann nichts. Dass die polnisch-jüdischen Beziehungen ein höchst sensibles Thema waren, hatte ich bereits Ende März 1993 festgestellt. Nachdem ich am 22. März von Herrn Rexheuser, dem „Gründungsdirektor“ des DHI Warschau, erfahren hatte, dass ich die Stelle am DHI bekomme, beschloss ich nach Warschau zu fahren, um mich mit der postsozialistischen Hauptstadt etwas vertrauter zu machen. Mein zukünftiger Kollege Jürgen Hensel nahm mich mit zu einer Tagung ins ŻIH, bei der es um die polnisch-jüdischen Beziehungen während des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit ging. Zygmunt Baumann hielt einen Vortrag über „psycho-soziale Aspekte der Judenvernichtung“, der mich sehr beeindruckte. Michael Steinlauf sprach über den Umgang mit dem Holocaust im Nachkriegspolen. In mein Tagebuch schrieb ich: „Das muss den anwesenden Polen ans Eingemachte gegangen sein.“ Weiter vermerkte ich noch, dass es heftige Debatten darüber gab, warum Pol*innen, die Juden und Jüdinnen während des Holocaust gerettet oder geholfen haben, dies in der Volksrepublik verschwiegen (während gegenwärtig die polnischen „Gerechten“ von der PiS-Regierung politisch instrumentalisiert werden).

Dass das antisemitische polnische Stereotyp der „Judenkommune“ (sprachliche Symbiose von Judentum und Kommunismus), das im Zuge des polnisch-sowjetischen Kriegs 1919–1921 aufkam, im postsozialistischen Polen noch so wirkmächtig war, hatte ich nicht erwartet. Auch darüber habe ich viel nachgedacht. Mein Vermieter und der evangelische Pastor waren gebildete Männer. Warum

also dieser Antisemitismus? Zugetragen wurde mir auch, dass ein polnischer Historiker recht abfällig gesagt haben soll: Jetzt gibt es ein Deutsches Historisches Institut in Warschau, und was machen sie dort? Jüdische Geschichte! Mir wurde allmählich klar, dass es Unterschiede in der Aufarbeitung der Vergangenheit in demokratischen und in staatssozialistischen Staaten gibt. Aufgewachsen in der Bundesrepublik Deutschland war ich geprägt durch das, was vor allem nach 1968 in Gang gesetzt wurde. Geschichtswerkstätten, die sich mit jüdischen Spuren in ihrer Stadt befassten, Jugendliche, die zu Kibbuz-Aufenthalten nach Israel fuhren, Holocaust-Überlebende, die in Schulklassen von ihrem Schicksal erzählten – all das hatte es in der Volksrepublik Polen nicht gegeben. Ich merkte bald, dass ich mit dieser westdeutschen „Messlatte“ nach Warschau gekommen war. Zudem war mir klar, dass ich als Deutsche zum „Tätervolk“ gehöre, während Polen und Polinnen in ihrer großen Mehrheit Opfer des Nationalsozialismus waren, der sie zu den „slawischen Untermenschen“ zählte. Antisemitismus ist dadurch nicht gerechtfertigt, aber erklärbar.

Jedoch nahm ich auch wahr, dass es Polen und Polinnen gab, die eine andere Sicht auf die polnische Geschichte hatten. Jerzy Tomaszewski hatte bereits in den 1980er Jahren zwei bahnbrechende Bücher veröffentlicht, mit denen er deutlich machte, dass die Geschichte Polens nicht nur durch ethnische Pol*innen geprägt wurde.⁹

⁹ JERZY TOMASZEWSKI, *Rzeczpospolita wielu narodów*, Warszawa 1985; DERS., *Ojczyzna nie tylko Polaków. Mniejszości narodowe w Polsce w latach 1918–1939*, Warszawa 1985.

Bereits die Titel dieser Bücher sprechen Bände: „Eine Heimat nicht nur für Polen“ und „Die Republik vieler Völker“. Noch bevor Jan Gross polnische Verbrechen an Jüdinnen und Juden während des Zweiten Weltkriegs thematisierte, gab der Warschauer Soziologe Ireneusz Krzemiński 1996 einen Sammelband als Ergebnis eines Forschungsprojekts heraus, das sich mit dem polnischen Antisemitismus befasste. Das Buch trägt den provokanten Titel: „Sind Polen Antisemiten?“ und enthält die These einer „polnisch-jüdischen Opferkonkurrenz“.¹⁰ Ich besuchte die Vorstellung des Sammelbands in Warschau, bei der es höchst kontrovers, lebhaft und zeitweise auch recht laut zuging. Nachhaltig in Erinnerung blieb mir auch ein Workshop im ŻIH, den ich als Gast besuchen konnte. Junge polnische Lehrer*innen aus der Provinz wurden bei diesem Workshop angeleitet, wie man im Unterricht die jüdische Geschichte in die polnische integrieren kann. Sie wirkten höchst interessiert.

Wenn ich auf meine Zeit in Warschau zurückblicke, so kann ich guten Gewissens sagen: Es war die beste Zeit in meinem akademischen und beruflichen Leben! Ich habe dort wunderbare Menschen kennengelernt und hatte mit Rex Rexheuser einen „Chef“, wie er besser nicht sein kann. Auch er begleitete mein „Bund-Projekt“ mit gutem Rat und viel Ermutigung. Zu erwähnen ist auch, dass in meiner Zeit in Warschau die Grundlagen für ein Forschungs- und ein Ausstellungsprojekt entstanden, die ich dann später als Professorin

¹⁰ IRENEUSZ KRZEMIŃSKI (Hg.): *Czy Polacy są antysemitami? Wyniki badania sondażowego*, Warszawa 1996.

an der Freien Universität Berlin leitete. Durch meine Warschauer Freundin Danuta Borkowska, die im Goethe-Institut tätig war, lernte ich den „Polski Jazz“, den polnischen Jazz, kennen und lieben. Zuvor hatte ich mich nie für Jazz interessiert. Mit Danuta ging ich oft in Jazz-Konzerte in Warschau und hörte dann auch mit wachsender Begeisterung die Jazz-Sendungen im polnischen Radio, in denen häufig vom Jazz in der Volksrepublik Polen die Rede war. Nicht wenige der Jazz-Musiker*innen, die ich in Warschau spielen und singen hörte, waren ebenfalls bereits in der Volksrepublik aufgetreten. Ich fragte mich schon damals: Warum hat der Jazz gerade in Polen eine so große Bedeutung? Daraus wurde dann in Berlin das internationale Forschungsprojekt „Jazz im Ostblock: Ein Fenster zur Freiheit“.¹¹

Von Jerzy Tomaszewski erhielt ich noch in Warschau Briefe, die ein junges Mädchen, Greta Schiffmann, aus Zbąszyń, wo 1938 rund 6000 aus Deutschland ausgewiesene Jüdinnen und Juden mit polnischer Staatsangehörigkeit festsäßen, an ihren Bruder schrieb.¹² Jerzy Tomaszewski verfasste die bislang einzige Monografie zur mas-

¹¹ Zu den daraus entstandenen Publikationen: <https://peterlang.com/series/jazz> (Zugriff am 9. April 2024).

¹² GERTRUD PICKHAN, „Niemandland“. Die Briefe der Greta Schiffmann und das Schicksal einer jüdischen Familie, ausgewiesen aus Dortmund im Oktober 1938, in: *Beiträge zur Geschichte der Stadt Dortmund und der Grafschaft Mark* 91 (2001), S. 170–201; in polnisch-englischer Fassung: DIES., W obozie w Zbąszyniu. Losy ludzi wygnanych z Niemiec na przykładzie jednej rodziny / In the Camp of Zbąszyń. An Example of One Family, in: IZABELA SKÓRZYŃSKA / WOJCIECH OLEJNICZAK (Hg.): *Do zobaczenia za rok w Jerozolimie / See You Next Year* in Jerusalem, Poznań 2012, S. 85–93.

senhaften Ausweisung der polnischen Jüdinnen und Juden aus Deutschland 1938.¹³ Greta Schiffmann lebte mit ihren Eltern bis zur Ausweisung in meiner Geburtsstadt Dortmund, sodass ich mich aufgefordert fühlte, das Schicksal der Familie genauer zu recherchieren. Gemeinsam mit meiner Kollegin Alina Bothe führte ich dann an der Freien Universität Berlin ein Seminar durch, in dem Studierende die Schicksale von jüdischen Familien recherchierten, die 1938 aus Berlin ausgewiesen wurden. Das unerwartet große Engagement der Studierenden führte dazu, dass wir mit ihnen und unserem polnischen Projektpartner Wojciech Olejniczak, der aus Zbąszyń kommt und die Kleinstadt zu einem international vernetzten Gedenkort werden ließ, eine Ausstellung vorbereiteten, die 2018 im Centrum Judaicum Berlin und 2019 im ŻIH in Warschau zu sehen war.¹⁴

Nach Warschau führte mich vor allem der „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund“. Mit der polnischen Übersetzung meiner Habilitationsschrift, die in der Reihe „Klio w Niemczech“ des DHI Warschau erschien, hat sich gleichsam ein Kreis geschlossen. Schließen möchte ich mit einem der letzten Einträge in meinem Warschauer Tagebuch vom 24. August 1997:

¹³ JERZY TOMASZEWSKI, *Preludium zagłady. Wygnanie żydów polskich z Niemiec w 1938 r.*, Warszawa 1998; deutsche Ausgabe: DERS., *Auftakt zur Vernichtung. Die Vertreibung polnischer Juden aus Deutschland im Jahre 1938*, übertragen von VICTORIA POLLMANN (= *Klio in Polen* 9), Osnabrück 2002.

¹⁴ Der Katalog zur Ausstellung enthält Beiträge von Expert*innen und biografische Skizzen zu den Berliner Familien, die die Studierenden verfassten: ALINA BOTHE / GERTRUD PICKHAN (Hg.): *Ausgewiesen! Berlin, 28.10.1938. Die Geschichte der Polenaktion*, Berlin 2018.

„In der Nacht von Do auf Fr erste Abschiedstränen... Und auch am Freitag, als ich über Nowy Świat und durch den Ogród Saski [Sächsischen Garten, Anm. d. Red.] ging, war mir sehr wehmütig ums Herz. Ein Lebensabschnitt geht zuende, und auch die Erfüllung eines Traums. Seit 1974, meinem ersten Moskauaufenthalt, habe ich davon geträumt: nicht nur zu Besuch zu sein, sondern ein wenig dazugehören, Teil dieser östlichen Städte zu werden, an ihrem Alltag teilzunehmen. Das Licht in den Fenstern am frühen Abend war es, das mich neugierig machte auf die Menschen, das Leben hinter diesen Fenstern. Ihre Kultur, Literatur, Musik, ihr Alltag, ihre Traditionen. Da sind gemeinsame Schwingungen, Gleichklänge – trotz aller Mentalitätsunterschiede. Warschau hat mich mit Wärme umgeben. Ich werde hierher zurückkehren, aber nur noch als Gast, ohne eine Wohnung, meine Habseligkeiten, die dann woanders sind. Es war eine gute Zeit, ganz bestimmt. Sicher die interessanteste und anrührendste meines bisherigen Lebens.“

GERTRUD PICKHAN studierte Slawistik, Geschichte und Erziehungswissenschaften an den Universitäten Münster, Wien und Hamburg. Vor und nach ihrer Promotion in 1989 arbeitete sie zunächst an der Universität der Bundeswehr in Hamburg. Von 1993 bis 1997 war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am DHI Warschau tätig. Anschließend wechselte sie an das Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. 2000 übernahm sie den Lehrstuhl für polnische Landes- und Kulturstudien an der Technischen Universität Dresden und 2003 wurde sie als Professorin für die Geschichte Ostmitteleuropas an die Freie Universität Berlin berufen. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören die Geschichte der Juden in Osteuropa sowie die Geschichte der Frauen und des Jazz. 2001 erschien ihre Monografie „Gegen den Strom“. Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund „Bund“ in Polen 1918–1939“, die ins Polnische übertragen und 2017 unter dem Titel „Pod prąd. Powszechny Żydowski Związek Robotniczy Bund w Polsce w latach 1918–1939“ als Bd. 22 der DHI-Reihe „Klio w Niemczech“ veröffentlicht wurde. Seit 2021 ist Gertrud Pickhan im Ruhestand.



M I L O Š Ř E Z N Í K
(AM DHI VON 2014 BIS 2024)

Ich werde nie mein Erstaunen über mich selbst
vergessen, als nach meinem schnellen Eingewöhnen und Sich-Zurechtfinden in Warschau
meine erste zwei- oder dreitägige Dienstreise
nach Krakau stattfand: Auf einmal erschien mir,
dem überzeugten Krakau-Liebhaber, die Stadt
so hoffnungslos vorhersehbar, langweilig,
uninspiriert, ja provinziell!

Der Perspektivenwechsel ist bei einem Geisteswissenschaftler eine Alltagserfahrung. Er rührt von täglich getroffenen Entscheidungen, Arbeitsschritten, Recherchen und Diskussionen her, von Handlungen ebenso wie manchmal – dies sollte nicht unterschätzt werden – auch vom Nachsinnen, von Kontemplationen, Meditationen und sonstigen kognitiven Tätigkeiten, die es uns ermöglichen, Probleme durchzudenken und Raum für Reflexionen zu schaffen. Jeder aktiv Forschende kennt das Erlebnis, bei der ersten oder eben wer weiß wievielten Lektüre einer Quelle, bei der Betrachtung eines Sachverhalts „plötzlich“ auf Ideen zu kommen, Zusammenhänge zu erkennen, Verbindungen zu erahnen und Interpretationen buchstäblich zuerspüren. Dann setzt eine wahrhaft romantische „Be-Geisterung“ als Erkenntniszustand ein, das sprichwörtliche innere Auge, von dem

Statue des kaschubischen
Romanhelden Remus
auf dem Marktplatz in Kościerzno,
Foto: Miloš Rezník

wir glaubten, es längst geschlossen zu haben, weil wir ihm aus teils guten kritisch-analytischen Gründen nicht trauen; eine Erkenntnislage also, in die man abhängig von äußeren und inneren, immer ja bis zu einem gewissen Grad zufälligen Umständen versetzt wird. Über diesen Zustand sprechen wir wenig bis lieber gar nicht, weil er so sehr unseren akademisch-angelernten Gewohnheiten und Selbstbildern widerspricht, die sich auch heute noch aus der rationalistisch-kritischen und positivistischen Tradition speisen und die durch die dekonstruktivistische Obsession, alles mit Anführungszeichen zu versehen, letztendlich mehr verschärft als relativiert werden.

Unsere (selbst-)kritischen Reflexe lassen uns auf das Auf-Ideen-Kommen, die Erkenntnis von Zusammenhängen, die Erahnung von Verbindungen etc. als Elemente dieser Be-Geisterung vorerst mit Abstand reagieren und ihnen – sowie uns selbst – Überinterpretationen, optische Täuschungen, Irrungen oder Missverständnisse unterstellen. Diese Erkenntnis-Selbstkritik zielt bekanntlich nicht nur auf unsere rationalen Handlungen, sondern auch auf unsere (Vor-)Urteile, Empfindungen, Denkpfade und Befindlichkeiten ab. Aber wir kennen uns zu ihnen erst dann, wenn wir sie kritisch dekonstruieren.

All diese erkenntnisfördernden Situationen sind gewissermaßen einmalig, weil sie sich häufig aus den jeweils einzigartigen, sich letztendlich nie genau wiederholenden Abläufen unserer rationalen Operationen, grundlegenden Orientierungen und meist weder zugegebenen noch wahrgenommenen irrationalen (emotionalen, empathischen, intuitiven) Teilen ergeben. Das Gefühl, dass eine Idee,



Verbindung, Deutung, die „auf einmal kommt“, eben nicht gekommen wäre, hätte man an dem Material nur Stunden früher oder später gegessen, wechselt sich mit der Frage ab, wie viele Ideen, Verbindungen und Deutungen uns andererseits gerade so unwiederbringlich entgangen sind.

Das bedeutet aber, dass jede neue Beschäftigung mit unseren Themen, Fragen und Problemen, jedes neue Nachdenken und „Daran-Sitzen“ immer einmalig ist und somit immer einen gewissen Perspektivenwechsel bedeutet, in dem sowohl kognitive, rationale als auch emotionale Aspekte eine gestaltende Funktion haben. Trotz allem, was uns zum Beispiel während der deutschen wissenschaftlichen Sozialisierung eingeprägt wird, sind nicht nur Ergebnisse und Ziele eines wissenschaftlichen Vorhabens begrenzt planbar und gestaltbar, sondern auch der Aufbau und Inhalt des Textes. Man kann zwar, wie man es gelernt hat, eine Struktur zu Papier bringen und diese dann im Schreibprozess mit einem vorher festgelegten Inhalt füllen. Aber ein Teil dessen, was man am Ende formuliert, entsteht erst während des kreativen Schreibprozesses selbst, nicht selten zu unserer eigenen Überraschung.

Der Perspektivenwechsel ist daher das tägliche Brot eines Wissenschaftlers. Über einen Perspektivenwechsel auf der Grundlage eines Tätigkeitsortswechsels – im geografischen, sprachlichen und institutionellen Sinne – zu sprechen, ist nur eine Konkretisierung des sonst Immanenten, eine Kontextualisierung durch eine Lebenssituation auf der beruflichen und privaten Ebene. Man wird dadurch zwingend deutlich mehr biografisch. Dem ist auch im Folgenden so.

Denn ein Wechsel nach Polen war natürlich auch für mich persönlich eine tiefe Veränderung. Für meine Forschungsperspektiven war das allerdings weniger der Fall: Das Land war mir damals (2014) schon seit einem Vierteljahrhundert in geografischer, kultureller, historischer, politischer und nicht zuletzt auch in touristischer Hinsicht immer vertrauter geworden. Damals konzentrierte ich mich bereits seit zwei Jahrzehnten auf polnische Themen und polnische Quellen. Die längeren und kürzeren Forschungsaufenthalte wechselten sich seit der Mitte der 1990er Jahre mit Konferenzteilnahmen, Sommerschulen etc. ab, hinzu kamen hochschuldidaktische Exkursionen aus Tschechien und Deutschland, die Organisation bilateraler Studienfächer und gelegentliche Lehrveranstaltungen in Polen. In den letzten Jahren vor meinem Wechsel nach Warschau gab es nur wenige Monate, in denen ich nicht in Polen gewesen wäre. Fast jeder Aufenthalt war mit einer vertiefenden Erfahrung hinsichtlich der polnischen akademischen Welt, dem Wissenschaftssystem und der Wissenschaftskultur verbunden.

Aber diese Aufenthalte, Reisen, Interessen, Forschungen und Kontakte hatten auch ihre geografischen Schwerpunkte. Sie lagen einerseits in Nordpolen, insbesondere dem historischen Pommerellen und der Kaschubei, andererseits in Südostpolen, dem ehemaligen Galizien, ergänzt um Niederschlesien oder das Ermland. Danzig, Thorn, Krakau und Breslau waren für mich *die* polnischen Städte und Forschungszentren, und diesen Städten galt auch meine Sympathie. Warschau war seit den 1990er Jahren ebenfalls Teil meiner Itinerarien und meiner privaten mentalen Karte, doch eher mit einer tendenziell

negativen Konnotation. Warschau galt bei mir als jene europäische Metropole und polnische Großstadt, in der ich nie leben wollte! Ich habe die Stadt zum ersten Male während eines eintägigen Besuchs im Sommer 1989 erlebt, seit der Mitte der 1990er Jahre dann regelmäßig. Gerade damals habe ich sie als unangenehm, dunkel, ungeordnet, ungepflegt, kalt, zu groß, laut und irgendwie ruppig empfunden, und ich wurde nicht müde, sie Danzig oder Krakau negativ gegenüberzustellen. Ähnliche stereotype Vorstellungen bezog ich auf die Bevölkerung der Stadt *en masse*.

Vielleicht war für diesen Eindruck die übliche Jahreszeit meiner längeren Besuche verantwortlich. Denn soweit es sich nicht einen Umweg mit kurzem, ein- oder zweitägigem Halt unterwegs von Thorn oder Danzig nach Prag (so habe ich 1996 zum ersten Mal das DHI Warschau besucht) gehandelt hatte, war Warschau in der Regel im Spätherbst oder in den Wintermonaten das Ziel meiner Forschungsreisen, die besonders damals noch, vor den inzwischen spürbaren Auswirkungen der Klimaerwärmung, für einen Zentraleuropäer gewöhnungsbedürftig waren. Ich erinnere mich an meine intensive Vermutung während einer unendlichen Ikarus-Fahrt (dies waren die häufigsten, immer überfüllten Stadtbusse, praktisch ohne funktionierende Heizung und immer mit nasser Luft und tropfendem Beschlag an den Fensterscheiben) nach Wilanów: Würde ich in Warschau leben und die ganzen Wintermonate durchhalten müssen, würde „auch“ ich mich mit Schnapskonsum durchzukämpfen versuchen. Denn vor allem in Warschau hatte ich damals (wie sonst in Polen) während meiner Aufenthalte Pech mit dem Wetter – Polen

war für mich ein Land, wo der Wetterbericht immer mit dem Wort „leider“ (*niestety*) beginnt, wonach folgt: „fallender Luftdruck, morgen ist es in ganz Polen dicht bewölkt, es fällt Regen“ –, was im frühlinghaften Danzig oder sommerlichen Thorn weniger problematisch war als im winterlichen Warschau.

Also nein, Warschau habe ich nicht sonderlich gemocht. Und weil sich auch in der ausländischen *community* die Historiker damals gerne in zwei Gruppen teilten, je nachdem, ob man Warschau oder Krakau vorzog, so gehörte ich definitiv zu der letzteren. Da das Wesen der Stereotype bekanntlich in einer Beharrungskraft und Resistenz selbst gegen jene empirischen Erfahrungen, die sie widerlegen, liegt, so beharrte ich in dieser Pose eigentlich bis zu meinem Wechsel nach Warschau: trotz des inzwischen eintretenden allmählichen Wandels der Stadt, aber auch gerade weil ich eigentlich nicht so viel gegen Warschau hatte – es war einfach nicht die Stadt meiner Wahl, nicht die Stadt, mit der ich hätte meine Lebensvorstellungen verbinden wollen.

Zweifel blieben auch, als sich der Umzug nach Warschau klar abzeichnete und näherte. Als begeisterter Wanderer, der es gewohnt war, die malerische böhmische und mitteldeutsche Landschaft vor der Tür zu haben, konnte ich mir nicht recht vorstellen, was man inmitten der masowischen Ebene, viele Stunden Fahrt entfernt vom nächsten Gebirge, machen könnte. Aber die Gegebenheit des Lebensortswechsels war eben auch der erste, bereits Warschauer Perspektivenwechsel, weil man sich das bisher Unvorstellbare doch vorstellen musste und – o Wunder! – auch konnte und wollte.

Denn dass sich die Stadt seit dem ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts in vieler Hinsicht zu verändern begann und allmählich zu einem immer angenehmeren Lebensort wurde, hatte ich bis dahin gemerkt, aber noch nicht richtig selbst erlebt. Man nahm aber wahr, wie sich der Lebensrhythmus verwandelte, wie sich die Stadt von einer immer besseren Seiten zeigte: wie sie zu einer pulsierenden europäischen Metropole geworden war, in der nicht überall die banausische Konsumtüchtigkeit der 1990er Jahre herrschte, in der man sich der Hektik auch entziehen und entspannen, das Leben genießen konnte. Die Flanierzonen, Cafés etc. waren deutliche Anzeichen dieser neuen Dimensionen.

Nein, das Adjektiv „schön“ im klassischen Sinne, jenes „schön“, wie man es üblicherweise für Städte verwendet, war aus meiner Sicht nicht unbedingt für Warschau zu verwenden. Ich begann aber aufgrund meiner veränderten Perspektive die Bezeichnung „faszinierend“ neu zu benutzen und anders zu meinen. Denn als „faszinierend“ beschreibt man eben Städte, die man zwar als – gelinde gesagt – „nicht gerade schön“ bezeichnen würde, die aber trotz ihrer Unschönheit doch etwas jenseits des Ästhetischen an sich haben: Und so waren für mich Ostrava, Chemnitz, Łódź, Katowice, die Städte des Ruhrgebiets, oder eben auch Warschau immer „faszinierend“, was bedeuten sollte: Na ja..., aber sonst...

Ich werde daher nie mein Erstaunen über mich selbst vergessen, als nach meinem schnellen Eingewöhnen und Sich-Zurechtfinden in Warschau meine erste zwei- oder dreitägige Dienstreise

nach Krakau stattfand: Auf einmal erschien mir, dem überzeugten Krakau-Liebhaber, die Stadt so hoffnungslos vorhersehbar, langweilig, uninspiriert, ja provinziell! Im steten Vergleich zur Metropole fühlte ich dieselben negativen Stereotype, auf die sich die Warschau-Fans unter meinen Bekannten immer beriefen.

Liebe Krakauer – verzeiht mir dieses Versagen, denn ich habe mich davon geheilt, lernte schnell beide Lieben miteinander zu verbinden, wurde wieder zu einem unheilbaren Krakau-Schwärmer! Damals aber war ich auf diesen Wandel der Perspektive völlig unvorbereitet, und dies führte zur Stärke des Erlebnisses. Damals fühlte ich mich, als wäre mit mir seit dem Wechsel nach Warschau etwas Unerwartetes, Unumkehrbares geschehen. Selbst in dem von Touristen überfüllten Prag hatte ich auf einmal den Eindruck einer gemütlichen Beschaulichkeit und Langsamkeit im Vergleich zur pulsierenden Metropole Warschau, in der die Touristen, obwohl präsent, nicht einmal das Stadtzentrum dominierten, ganz zu schweigen von einer Inbesitznahme.

Dass es sich vorerst mehr um einen lebensweltlichen denn einen akademischen Perspektivenwechsel handelte, bedeutet nicht, dass der letztere ausgefallen wäre. Er ergab sich aber nicht direkt und nicht sofort aus dem institutionellen Wechsel und dem Umzug aus Deutschland nach Polen, sondern resultierte aus dem allgemeinen Wandel, den man bereits vor Ort erleben und beobachten konnte: Denn zehn Jahre können im Hinblick auf die Geschichte der Historiografie und geschichtskulturell im weiten Sinne eine Epoche darstellen,

wobei dies nicht nur die Forschung, Methoden und Institutionalisierung meint, sondern auch den fließenden Generationenwechsel, die Transformationen der Geschichtsfunktionalität, die geschichtspolitische Lage, das Verständnis der Historizität und alle mit ihr verbundenen Kategorien betrifft. Nicht zuletzt zählt dazu der allgemeine gesellschaftliche, kulturelle und politische Wandel. Für Polen gilt dies alles in einem besonderen Maße.

Im Jahr 2014 nach Warschau zu wechseln, bedeutete die politischen Veränderungen zu erleben, die sich seit 2015 aus den wiederholten Wahlniederlagen des bisher dominierenden konservativ-bis linksliberalen Mainstreams und der Regierungsübernahme durch die konservativ-nationalistischen Kräfte ergaben. Was man von den neuen Verhältnissen auch halten mag: Für einen beteiligten Beobachter war und bleibt diese Zeit eine enorm faszinierende, erkenntnisreiche Erfahrung, in der man sehr viel lernt – über diejenigen, denen gegenüber man sich kritisch positioniert, über jene, mit denen man sich eher solidarisiert (aber gerade hier mit so vielen Enttäuschungen!), über alle anderen und über sich selbst. In diesem System, das dessen Repräsentanten selbst von Beginn an als Bruch mit der bisherigen Ordnung darstellten, formierte sich eine starke, durchaus konfliktbeladene staatliche Geschichtspolitik. Die geschichtspolitischen Gegensätze der vorherigen Jahre spitzten sich zu. Unter anderen Vorzeichen kopierte die polnische Entwicklung die westeuropäisch-nordamerikanischen Tendenzen insoweit, als dort wie hier eine zunehmende Politisierung und Ideologisierung von Geschichte stattfand, sie Eingang in das akademische Milieu fand und sich in

den Geisteswissenschaften immer klarer die Neigung zeigte, Wertestreite statt methodischen, konzeptionellen und interpretativen Debatten zu führen. Da die Polarisierung nie ein eindimensionaler Prozess ist und zwei sich voneinander entfernende Pole voraussetzt, kann sie auch in Polen nicht ausschließlich einer Gruppe, einem Pol zugeschrieben werden. Schließlich wurde die polarisierende geschichtspolitische Agenda nicht zuletzt von dem Eingang der westlichen Cancel-Culture in Polen begleitet, die vor keinem Missbrauch der Geschichte Halt macht.

Über die starke polnische Geschichtspolitik wurde schon viel geschrieben. Viel weniger wurden aber Parallelen (z. B. bei den Argumenten über die Kontrolle und Einflussnahme von „Zuwendungsgebern“ durch die arbiträre Festlegung dessen, was „gesellschaftliche Relevanz“ der Wissenschaft bedeutet) zur Situation in anderen Ländern thematisiert. Sie fehlen aus einem Grund, der mit einem Perspektivenwechsel hinsichtlich Polens verbunden ist: Denn die Länder, die sich aktuell auf dem sogenannten „illiberal-demokratischen“ Weg befinden, wurden vom Rest Europas zunehmend als solitäre Abweichung von der Norm wahrgenommen und in diesem Sinne auch erneut exotisiert. Und da man im europäischen Westen mit Bezug auf Ostmittel- und Osteuropa mit der Political Correctness nach wie vor lockerer umgeht, so kehrten auf einmal viele alten Stereotype über das fremdenfeindliche, rückwärtsgewandte, undankbare (gemeint waren die implizit als zivilisatorische Entwicklungsmaßnahme verstandenen EU-Finanzierungsprogramme), unverständliche, irrationale Polen zurück. Diese Tendenzen machten vor der Geschichtswissenschaft

keinen Halt. Auf einmal ließen viele Akademiker laut wissen, was sie vom aktuellen Polen hielten.

Kurz nach meinem Wechsel nach Warschau begann die große Migrationskrise der Jahre 2014/2015, in der sich bekanntlich die mitteleuropäischen Länder viel zurückhaltender positionierten als die meisten EU-Staaten. Nicht zuletzt in Deutschland stieß dies auf viel Missverständnis, das sich in altbekannten Stereotypen über Osteuropa (an diesem nationalistisch-kolonialen Begriff für alles hinter der Oder, Neiße und dem Erzgebirge wird in Deutschland festgehalten) ausdrückte. Als ich im Frühjahr 2015 an einer wissenschaftlichen Tagung in Deutschland teilnahm, kam auf einmal eine Kollegin, selbst „Osteuropa-Historikerin“, zu mir und meinte unvermittelt dazu: „Also Herr Řezník, ich muss Ihnen sagen, was Polen jetzt macht, dafür habe ich kein Verständnis!“ Dazu habe ich nichts weiter bemerken können, als dass ich das den Polen nach meiner Rückkehr ausrichten werde. Aus dieser und anderen ähnlichen Geschichten konnte ich mich des Eindrucks nicht erwehren, nur aufgrund meiner Entsendung nach Warschau jetzt irgendwie als Polens mitverantwortlicher Repräsentant oder passender Adressat von Meinungsäußerungen betrachtet zu werden. Dies war eine neue, überraschende Perspektive – diesmal aber auch auf mich selbst. Eine solche Erfahrung habe ich nicht nur bei dieser Gelegenheit und sicher nicht nur ich allein gemacht. Sie hat vermutlich mit der vielseitigen Polarisierung des gesellschaftlichen Klimas im letzten Jahrzehnt in und außerhalb von Polen zu tun. Wieder bewusst – um bei den neuen Stereotypen und ihrem Übergreifen auf die Geschichtswissenschaft zu bleiben –

wurde mir das bei einer aktuellen Erfahrung vom Februar 2023: Hier wurde von einer wichtigen Vertreterin der deutschen Geschichtswissenschaft in einer öffentlichen Rede über „schwierige“ Länder im Umgang mit Geschichte und Forschungsfreiheit gesprochen und dabei in einer Reihe und in einem Atemzug Russland, China, die Türkei *und* Polen als Beispiele genannt. Auch wenn man bezüglich des geschichtspolitischen Missbrauchs und einiger Implikationen für die Forschungsmöglichkeiten Kritik an den Entwicklungen in Polen üben kann, so zeigte sich dennoch, wie tief sich die Kluft zwischen Kenntnis und Urteil über ein Nachbarland aktuell wieder öffnet.

Das ist kein Sonderfall, denn unter dem Banner des globalen Agierens und der Internationalisierung sind wir seit einiger Zeit in Europa dabei, unsere Kompetenzen über unsere nächsten Nachbarn systematisch abzubauen. Für einen Akteur in einem polenbezogenen, aber grenzüberschreitenden mitteleuropäischen und deutsch-polnischen Kontext bringt das neue Implikationen mit sich, weil man sich auf einmal wieder als „Übersetzer“ zwischen zwei doch sehr nahen Ländern und Kulturen betätigt, um an dem basalen gegenseitigen Verständnis zu arbeiten. Ohne die neue starke Geschichtspolitik und die veränderte Geschichtsfunktionalität würde man fast an den Rückfall in die frühen 1990er Jahre glauben können, so sehr bringt die immer gefragtere „Übersetzung“ eine deutliche Umkehr mit sich: Nach Jahrzehnten einer Annäherung zwischen den Nachbarländern, ihren Kulturen und Öffentlichkeiten scheint im letzten Jahrzehnt die umgekehrte Tendenz einer Entfremdung in einigen Bereichen eingesetzt zu haben, was für jeden Akteur im deutsch-polnischen

und mitteleuropäischen Kontext eine zwingende Neuorientierung nach sich zieht. Für die Geschichtswissenschaft ist das mit manchen problematischen Erscheinungen verbunden, auf deren Überwindung man bereits gehofft hatte, mit denen man sich aber stattdessen erneut konfrontiert sieht. Erstens ist das die zunehmende Rückkehr zum überholten bilateralen Verständnis der Beziehungsgeschichte; zweitens der noch problematischere Denkautomatismus, nach dem sich Historiker im deutsch-polnischen Kontext vornehmlich mit Geschichtsbewältigung, Verständigung und Aufarbeitung (was ja eben keine genuine Agenda der historischen Forschung ist und geschichtswissenschaftlich ohnehin nicht fassbar ist) und damit überwiegend mit den sogenannten traumatischen, schwierigen und umstrittenen Themen beschäftigen würden; und drittens die epistemologisch kaum zu begründende Erwartung, dass man sich auf zeithistorische Themen konzentrieren, bei denen man eine gesellschaftliche Relevanz unreflektiert voraussetzt. Diese Erwartungshaltung, die man in unserer Region für eine seit Jahrzehnten überwundene halten würde, stand auf einmal auferweckt da.

Diese Perspektiven wurden in der Regel von Nicht-Historikern formuliert. So hat zum Beispiel unlängst ein Autor die Relevanz von historischen Forschungsinstituten im deutsch-polnischen Kontext nach der Intensität ihrer Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg messen wollen. Sicher, die Geschichtswissenschaft im transdisziplinären Kontext muss sich sicher manchem Missverständnis stellen – das ist ein guter Preis für die Gewinne aus der Transdisziplinarität. Aber dass man nicht immer weniger, sondern immer mehr mit dem

nur arbiträr-politisch definierbarem Kriterium der „gesellschaftlichen Relevanz“ und dem banausischen Nützlichkeitskonzept für die Wissenschaft zu tun hat, betrifft nun jeden Historiker und jede Historikerin, und nicht nur sie. Es lässt sich als eine perspektivische Trendwende erfahren, der man insbesondere in Warschau, wenn man sich im deutsch-polnischen und mitteleuropäischen Kontext historiografisch betätigt, kaum entgehen kann.

Zum Glück aber bringt jeder Perspektivenwechsel positive Herausforderungen mit sich, weil er zwangsläufig zu neuen Orientierungen, Erkenntnissen und Sichtweisen führt. Dazu ist Warschau vor dem Ende des ersten Viertels des 21. Jahrhunderts ein idealer Standort. Eben ein Ort des Perspektivenwechsels.

MILOŠ ŘEZNÍK studierte Geschichte an der Karlsuniversität in Prag in den Jahren 1989–1994. Den Dokortitel erhielt er im Jahre 1999. 2007 wurde er an der Palacký-Universität Olomouc habilitiert. Seit 2009 ist er Professor für Europäische Regionalgeschichte an der Technischen Universität Chemnitz. Seit 2014 ist er Direktor des DHI Warschau. Er befasst sich mit ost- und mitteleuropäischer Geschichte sowie mit Prozessen der Bildung von Nationen und kollektiven Identitäten; zudem forscht er zur Geschichte der Grenzräume und zum Elitenwandel im 18. und 19. Jahrhundert. Er ist Autor zahlreicher Publikationen zur polnischen Geschichte, die in tschechischer Sprache veröffentlicht wurden. Das letzte von ihm redigierte Buch „Die Schweden in Mitteleuropa. Verflechtungen – Nachwirkungen – Erinnerung“ erschien 2023 in der Reihe „Einzelveröffentlichungen“ (fibre-Verlag).



M A R E N R Ö G E R
(AM DHI VON 2010 BIS 2015)

Die DHI-Stelle ermöglichte mir
die Durchführung von Forschungsarbeiten
und zahlreiche berührende Begegnungen
in Wohnzimmern in allen Landesteilen.
Viele Begegnungen mit Zeitzeug*innen,
zumeist Personen, die einen deutschen
Besatzervater hatten und eine einheimische
Mutter, bleiben mir unvergessen.

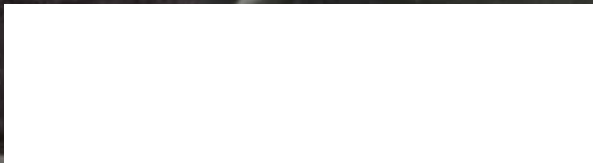
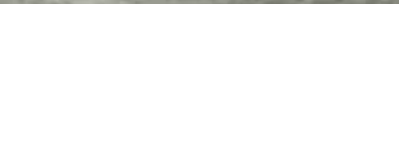
Geschichte schreiben bedeutet, Urteile aus der zumeist sicheren zeitlichen Entfernung fällen zu können, also nach einem abgeschlossenen Prozess. Jenen retrospektiven Einschätzungen von Ereignissen, Strukturen und handelnden Personen legten Historiker*innen bestimmte Erzählweisen zugrunde, gäben ihnen eine narrative Modellierung (Emplotment), so der Literaturwissenschaftler und Historiker Hayden White bereits in den 1970er Jahren. Auf Northrop Frye zurückgreifend, sah er Erzählungen im Stile einer Komödie, Tragödie, Romanze oder Satire. Meine Erzählung der Jahre am Deutschen Historischen Institut Warschau, die Selbsthistorisierung des Forschungsprozesses, an dessen Ende das Buch „Kriegsbeziehungen“ stand, ist sicherlich eine „Romanze“ nach White. Denn zunächst hatte ich einige Hindernisse zu überwinden, um mein Buch „Kriegsbeziehungen“ über die deutsche Besatzungszeit zu schreiben: eine zersplitterte Archivlage etwa und die Herausforderung, Zeitzeug*innen

Deutscher Soldat und junge
Frau in einem Café, um 1940,
Quelle: Sign. 3/2/0/-/4291,
NAC

zu finden, die bereit waren, überhaupt (und insbesondere auf Band) zu sprechen, sowie generell die Bearbeitung eines Themas, das in Polen bislang nur sehr marginal behandelt und von vielen als Tabuthema klassifiziert worden war. Ich untersuchte in meinem Buch, wie sich der Gewaltraum der deutschen Besatzung auf die sexuellen Kontakte zwischen einheimischen Frauen und deutschen Besatzern auswirkte. Drei große Themen standen im Fokus: einmal das Prostitutionssystem, das die deutschen Besatzer gezielt aufbauten, zum Zweiten die mehr oder minder freiwilligen Kontakte zwischen polnischen Frauen und deutschen Männern, deren Grundlage Tauschbeziehungen bis zu tief empfundenen Gefühlen sein konnten, und zum Dritten das Ausagieren sexualisierter Gewalt. Zudem untersuchte ich die Geschichte von Personen, die als Folge der sexualisierten Kontakte geboren wurden. Zwar gab es Hindernisse im Forschungsprozess, aber der Spannungsbogen meiner Forschungsromanze war sicherlich flacher als viele polnische Journalist*innen, die mich bei Erscheinen der polnischen Übersetzung des Buches 2016 nach meinen Erfahrungen befragten, und manche Kolleg*innen in Polen, Deutschland und anderen Ländern vermuteten. Mehrmals musste ich den Erwartungshorizont enttäuschen, dass mir sicherlich so große Steine in den Weg gelegt worden seien und ich das Thema eigentlich nicht hätte bearbeiten können.

Sicherlich hat mich der ein oder andere Archivar, die ein oder andere Archivarin, etwas irritiert angesehen, als ich mich vorstellte und von meinem Forschungsprojekt sprach. Dies mag auf das Thema bezogen gewesen sein, denn Fragestellungen der





Sexualitätsgeschichte waren in den Jahren meiner Forschungen (2010–2014) noch nicht gerade das Alltagsgeschäft der zu Polen arbeitenden Historiker*innen und rühr(t)en an gesellschaftliche und persönliche Empfindungen von Privatheit. Die Blicke bezogen sich aber auch darauf, dass solch eine Fragestellung keine klar umgrenzten Bestände zu Grunde lagen, und entsprechend habe ich den Archivar*innen sehr viel Arbeit verursacht. Falls in manchen Archiven in Polen – und ich habe viele davon besucht – der überbordende Enthusiasmus in der Aktenbeschaffung ausblieb, so führe ich das eher darauf zurück. Denn zahlreiche Archivar*innen machten vieles möglich und sahen mitunter auch über die Beschränkungen der Anzahl der ausgegebenen Akten hinweg oder ließen mich trotz Renovierungen im Lesesaal in einem anderen Raum arbeiten.

Die überaus intensive Archivarbeit, die der Zuschnitt des Projekts mit sich brachte, ist einer der zentralen Gründe, weshalb ich sage, dass dieses Buch nur auf einer Stelle am Deutschen Historischen Institut Warschau geschrieben werden konnte. Über viele Monate ging ich täglich in Warschauer Archive, manchmal nur für eine bis zwei Stunden, wenn sich die bestellten Akten etwa als wenig ergiebig gezeigt hatten. Viele Male reiste ich für Tage und Wochen in Archive in anderen Landesteilen. Von einer klassischen Mitarbeiter*innenstelle in Deutschland aus mit Lehrverpflichtung während des Semesters wäre der Umfang der Archivrecherchen, die das Buch letztlich so dicht gemacht haben, schlicht und einfach nicht möglich gewesen.

Des Weiteren ermöglichte mir die Anstellung vor Ort erst die überaus aufwendige Suche nach Zeitzeug*innen und die (nicht minder zeitaufwändige) Realisierung der Oral-History-Interviews. Oft rangen die Gesprächspartner*innen lange, ob die als gesellschaftlich unerwünscht wahrgenommenen Geschichten überhaupt einer fremden Person anvertraut werden sollten. Doch war diese Entscheidung erst einmal gefallen, so musste sie direkt erzählt werden: Von mir erwartete man einen schnellen Besuch. Auch hier: Hätte ich von einer Stelle an einer deutschen Universität aus geforscht, hätte ich Gespräche erst in den Semesterferien terminieren können. Ob die Bereitschaft dann noch vorhanden gewesen wäre, bezweifle ich in einigen Fällen stark. Entsprechend ermöglichte mir die DHI-Stelle die Durchführung von Forschungsarbeiten und zahlreiche berührende Begegnungen in Wohnzimmern in allen Landesteilen. Viele Begegnungen mit Zeitzeug*innen, zumeist Personen, die einen deutschen Besatzervater hatten und eine einheimische Mutter, bleiben mir unvergessen: Die Offenheit, auf die ich traf, beeindruckte mich, auch die Herzlichkeit. Oft saß ich zumindest in Teilen des Interviews mit der engsten oder erweiterten Familie zusammen, erhielt dabei Einblicke, von denen einzelne Familienmitglieder teilweise selbst zum ersten Mal hörten. Fast überall gehörte es zum Interview viel, manchmal unglaublich viel zu essen, manchmal auch gut zu trinken. Einmal begann mein Interviewtag am Vormittag mit dreierlei Auswahl an selbstgemachten Likören. In anderen Fällen hatte ich mit Misstrauen umzugehen, das mir mitunter entgegenschlug, es gab Telefonate, nach denen ich nicht eingeladen wurde oder zumindest nicht in den privaten Raum, und Gespräche, die – positiv wie negativ – bis heute

in mir nachhallen. Diese Begegnungen in allen Landesteilen, mit Personen unterschiedlichster Hintergründe und Biografien, haben zu einem deutlich tieferen Verständnis der vielfältigen polnischen Gesellschaft beigetragen.

Und natürlich war es der Austausch mit polnischen Kolleg*innen, der mich weiterbrachte. Sie verwiesen mich auf Ego-dokumente, die ich sonst niemals gefunden hätte, berichteten von Forschungsarbeiten, die mir sonst verborgen geblieben wären. Häufig waren dies Hinweise auf Zuruf, bei persönlichen Begegnungen oder per Mail. Unvergessen bleiben mir aber die Audienzen bei Professor Tomasz Szarota, Koryphäe (nicht nur) auf dem Gebiet der Alltagsgeschichte der deutschen Besatzung, der mich mehrmals zu sich einlud. Während ich neben seinem Schreibtisch Platz nahm, holte er auf Grundlage eines extra vorbereiteten maschinenschriftlichen Papiers einschlägige Bücher aus seinen Regalen, die ich seiner Meinung nach kennen musste. Wirklich alles, was er mir gab, war sehr hilfreich und wenig davon hätte ich ohne ihn entdeckt. Sein Wissen beeindruckte mich, aber auch die Performanz einer anderen Historikergeneration.

Grundsätzlich divergierende Positionen zwischen einer polnischen Geschichtswissenschaft und der deutschen, in der ich akademisch sozialisiert worden bin, habe ich in den Jahren meines Forschungsaufenthalts nicht erlebt. Stattdessen fiel mir eher eine Gemeinsamkeit auf: Zu beobachten war mitunter, dass Kollegen – ohne Binnen-I – die von mir untersuchten Fragen für eine Art Frauengeschichte hielten. Bis heute irritiert mich intellektuell und mensch-

lich, wie eine Geschichte sexualisierter Gewalt, eines organisierten Prostitutionssystems und der intimen Beziehungen in einem von überproportionalem Machtgefälle geprägten Raum einer Besatzung als „Frauengeschichte“ gelesen werden kann. Doch diese Erfahrung beschränkte sich nicht nur auf polnische Kollegen einer bestimmten Generation; ich machte sie auch mit Historikerkollegen – ebenfalls ohne Binnen-I – unterschiedlichen Alters aus der Bundesrepublik, nie jedoch mit den Kollegen aus dem angelsächsischen Raum, deren Sensibilität für alle Kategorien der Sozialgeschichte – *race, class, gender* – deutlich ausgeprägter ist und die hier keine gesellschaftlich eingeübten und/oder persönlichen Wertungen von vermeintlich wichtiger und unwichtiger Geschichte hineintrugen. Mit den engagierten polnischen Kolleginnen, die die Geschlechtergeschichte im Land voranbrachten, fiel der methodisch-theoretische Austausch umso leichter. Die gemeinsame Sprache und Perspektive – und Irritation über manche blinde Flecken in der Historiografie – waren von Anfang an gegeben.

In keiner anderen Stellenkonstellation hätte ich das wissenschaftliche Projekt aus den genannten Gründen so gut entwickeln können. Mein Text ist daher ein flammendes Plädoyer für den Freiraum der Forschungsstellen am Deutschen Historischen Institut Warschau, die erst ermöglichen, etwas kompliziertere Bücher zu schreiben. Doch es geht um mehr als die spezialisierte Forschungsarbeit auf individueller Ebene: So ermöglicht erst die Dauer des Aufenthalts Begegnungen und Wiederbegegnungen, zufällig und gezielt, mit Kolleg*innen auch über das eigene Forschungsfeld hinaus. Das führt

dazu, dass sich auch dort Dialoge entwickelten, wo die gemeinsame methodische Sprache oder das engere Forschungsinteresse nicht von Anbeginn an gegeben waren. Insgesamt kann so ein breiterer Überblick über die aktuellen Forschungen im Land, aber auch in der erweiterten Region, gewonnen werden. Jenen Dialog zwischen den Wissenschaftskulturen können in dieser Form nur die Deutschen Historischen Institute garantieren.

Dass ich meine Stelle am DHI als absolute Forschungs-glücksstelle empfunden habe, lag auch an dem fantastischen wissenschaftsunterstützenden Personal, das stets konstruktiv und lösungsorientiert agierte und den geselligen Teil der Arbeit nicht zu kurz kommen ließ. Sehr gute Forschung wird durch sehr gute Wissenschaftsunterstützung, in die auch Ressourcen fließen müssen, erst möglich. Wenn ich die Geschichte meines Forschungsprozesses als Romanze nach White erzähle, ist sicher zu betonen, dass es kaum administrative Hürden im Inneren des DHI gab, die zu überwinden waren. Es gab auch wenig Anforderungen der Leitung über die Arbeit am Forschungsprojekt hinaus (außer stetige Präsenz bei allen Hausveranstaltungen, was uns Modernehistoriker*innen trotz zahlreicher Vorträge zu Gallus Anonymus ratlos über seine Einordnung zurückließ, aber zumindest einen verbindenden Scherz bescherte). Weiter bestand keinerlei Drittmittelerwartung, was den Deutschen Historischen Instituten eine absolute Sonderstellung einräumt.

So paradiesisch insgesamt die Zustände, umso deutlicher wurde das Gefälle zu den Rahmenbedingungen, die galten, wenn

man als Wissenschaftlerin ein Kind auf der Stelle bekam. Im Jahr 2013 gebar ich eine Tochter und war damit erst die dritte Mitarbeiterin eines Deutschen Historischen Instituts überhaupt, die während der Vertragslaufzeit ein Kind bekam. Den beiden Kolleginnen in London verdanke ich, Pionierinnen in den 2000er oder 2010er Jahren, dass ich fünf Monate in finanziell verträglichem Rahmen bei meinem Kind bleiben konnte – eine schöne Zeit, aber eine kurze Zeit. Das Private war also in meiner Warschauer Zeit nicht nur hinsichtlich der Forschungen politisch. Die Geburt trug daneben zum abermaligen Perspektivwechsel auf die polnische Gesellschaft bei, denn in der veränderten Situation wurde klar, wo das polnische Gesundheitssystem überall nicht ist, wo das deutsche wäre (Hebammenbetreuung), wie stark Betreuung auf Familienstrukturen basiert und schließlich auch, wie stark Europa noch zu entwickeln ist (das „ö“ im Nachnamen auf der Geburtsurkunde war ein fast nicht zu lösendes Problem). Diese Alltagserfahrungen haben noch mehr Respekt vor Biografien (erzwungener) Migration in mir erzeugt, die Menschen – im Gegensatz zu meiner Mobilitätserfahrung – häufig Berufsidentität und Sprachkompetenz raubt.

In meiner Warschauer Romanze habe ich mehrfach frühere Erfahrungswelten überschritten, eine Monografie abgeschlossen (neben vielem anderen), und habe – der Logik der Romanze widersprechend – dennoch nicht alle Ketten abgeworfen. Es folgten weitere Jahre auf befristeten Positionen – ein strukturelles Problem im deutschen Wissenschaftssystem, das mit staatlicher Finanzierung die Personen zu Spezialist*innen ausbildet, um sie dann in der Postdoc-Phase

im schlimmsten Fall aufgrund des Wissenschaftszeitvertragsgesetzes mit einem quasi Berufsverbot zu versehen. Gerade in einem Text zu den noch sehr gut ausgestatteten Deutschen Historischen Instituten sollte jene fiskalische Widersinnigkeit der Wissenschaftspolitik deutlich benannt werden. Trotz der ärgerlichen Rahmenbedingungen der Post-DHI-Stelle (befristete Juniorprofessur) begrüßte ich die neuen Aufgaben, die dann an einer deutschen Universität und in der Leitung eines kleinen Spezialinstituts auf mich warteten (2015 erfolgte der Ruf an die Universität Augsburg, 2017 dann die Übernahme der Leitung des dortigen An-Instituts zu der Geschichte der Bukowina). Denn nach ein paar Jahren Forschungsluxus fehlten mir die Herausforderungen unter dem Kronleuchter, der unser überdimensionales, prächtiges Büro im Palais Karnicki zierte. Zwar habe ich das DHI nie als Elfenbeinturm empfunden, doch spätestens nach einer Gastprofessur an der Universität Hamburg habe ich verstanden, dass ich mein Wissen über Polen und das östliche Europa gerne regelmäßig an studentische und weitere Öffentlichkeiten vermitteln möchte – im direkten Kontakt und nicht primär über Aufsätze und Bücher.

Entsprechend bin ich sehr froh, dass ich auf der Augsburger Stelle mehr lehren und viele andere Aspekte der Wissenschaft als Beruf lernen konnte, wenngleich ich des Öfteren nicht fassen konnte – und immer noch nicht kann –, wieviel wissenschaftsfernes Arbeiten inzwischen zum selbstverständlichen Aufgabenspektrum an Universitäten und Forschungsinstituten gehört. Nun, nach weiteren Romanzen in der Lehre und Institutsleitungen unterschiedlicher Größe (seit 2021 an der Universität Leipzig und als Direktorin des Leibniz-Insti-

MAREN RÖGER studierte Kultur- und Medienwissenschaften sowie Geschichte an den Universitäten in Lüneburg und Breslau/Wrocław. Sie promovierte 2010 an der Justus-Liebig-Universität in Gießen aufgrund ihrer Dissertation zur deutsch-polnischen Erinnerungskultur bezüglich Zwangsmigrationen. Am DHI war sie in den Jahren 2010–2015 tätig. Anschließend war sie Professorin (zunächst Juniorprofessorin) für Verflechtungsgeschichte mit dem östlichen Europa an der Universität Augsburg. Von 2017 bis 2021 leitete sie dort auch das Bukowina-Institut. Seit 2021 ist sie Direktorin des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) und Professorin für Geschichte des östlichen Europa/Ostmitteleuropa an der Universität Leipzig. Sie befasst sich mit der Geschichte Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert, mit besonderem Fokus auf die Zeit des Zweiten Weltkriegs. Diese Forschungsschwerpunkte verbindet sie mit Aspekten von Gewalt-, Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte. Das zeigt ihre Monografie „Kriegsbeziehungen. Intimität, Gewalt und Prostitution im besetzten Polen 1939 bis 1945“. Neben der deutschen Originalausgabe (2015) erschien eine polnische Fassung bei Świat Książki (2016) und eine englische bei Oxford University Press (2021).

tuts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa) kann ich nur mit dem deutlichen Wunsch enden, dass sich in Wissenschaftskarrieren Phasen mit mehr Forschungszeit mit Phasen mit mehr Lehrzeit abwechseln sollten – und jeder Forscher/jede Forscherin einmal eini-
ge Jahre unter den Bedingungen der Deutschen Historischen Institu-
te forschen sollte. Und das natürlich am besten am DHI Warschau,
denn Warschau als Stadt muss man einfach lieben.





SABINE STACH

(AM DHI VON 2015 BIS 2020)

Die Warschauer Erfahrung hat mich in einer autoethnografischen Haltung geschult, die nicht zuletzt meine Sicht auf vieles, was sich im deutsch-polnischen Kontext abspielt, bis heute prägt. Mir scheint allerdings, dass es nicht nur der Ortswechsel, die Diskussionsatmosphäre am DHI und der Kontakt zu polnischen Forscher:innen waren, die eine Rolle für diesen, meinen ganz persönlichen, Perspektivwechsel spielten. Es war auch meine hier eingeübte Rolle als „Berufstouristin“, in der sich ethnografische, historische und touristische Perspektiven bündelten.

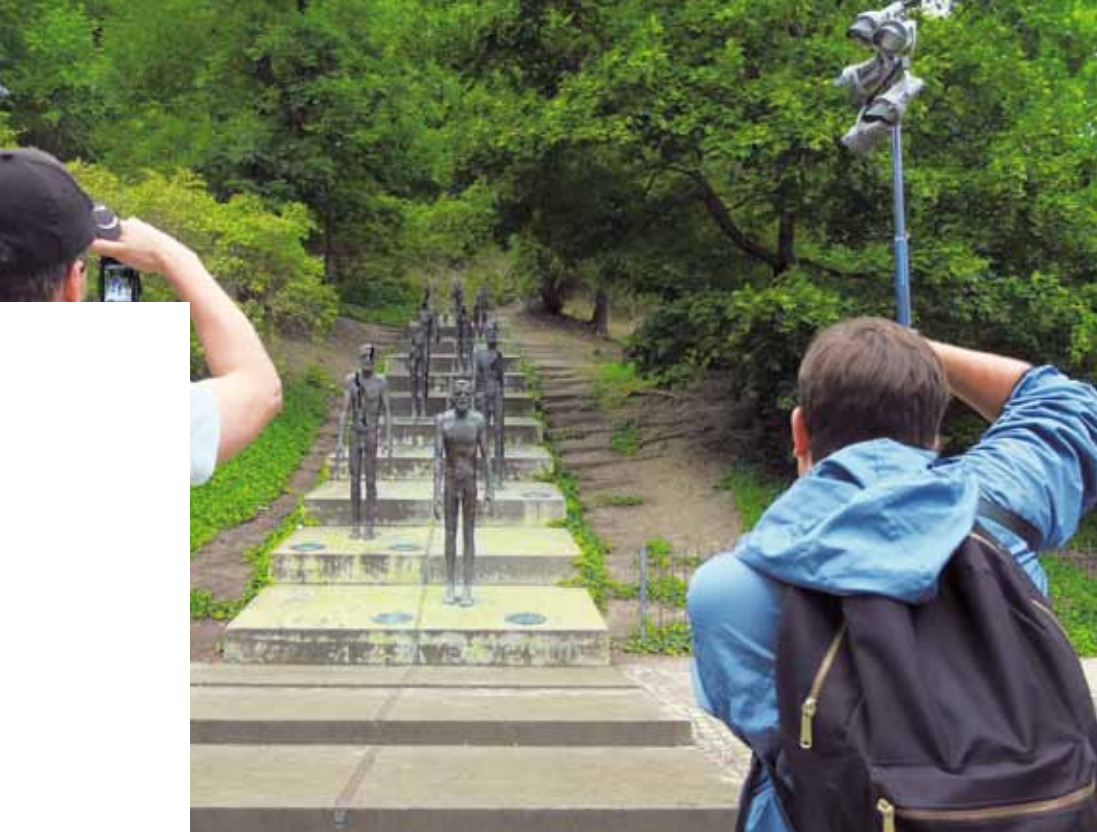
143

Wahrscheinlich ist das Deutsche Historische Institut Warschau nicht der erste Ort, an dem man eine Kulturwissenschaftlerin und Bohemistin erwartet. Und doch kam ich im Februar 2015 nach eben abgeschlossener Promotion als solche nach Warschau – mit allenfalls rudimentärem Polnisch und einer Familie im Gefolge, die nur teilweise vom Umzug in ein anderes Land überzeugt war. Zwei günstige institutionelle Veränderungen am DHI hatten mir diese Chance

eröffnet – die Einrichtung eines neuen Forschungsbereiches „Funktionalität der Geschichte in der Spätmoderne“ und wohl auch die 2015 bereits anvisierte, und 2018 dann auch vollzogene, Institutserweiterung um eine Außenstelle in Prag. Es galt also, möglichst schnell meine Tschechisch- um aktive Polnischkenntnisse zu erweitern, die Kinder vom Leben in Warschau zu überzeugen und ein neues Forschungsprojekt zu entwickeln und durchzuführen.

Angereist war ich mit einer eher vagen Idee. Mich interessierte, wie die Geschichte des Staatssozialismus im Tourismus des östlichen Europas inszeniert, erzählt, monetarisiert – eben funktionalisiert wird. Meine ersten Erkundungen Warschaus, etwa der naheliegende Sonntagsausflug zum Kulturpalast oder Besuche in unterschiedlichen Museen, folgten daher nicht selten einer Doppelagenda: Sie dienten der familiären Integration am neuen Ort ebenso wie der vorsichtigen Eruierung möglicher empirischer Materialien für mein Forschungsprojekt. Ich besuchte Stadtführungen und Ausstellungen, Flohmärkte und Souvenirstände, klickte mich durch dutzende Webseiten und dachte über Fragen des City Branding im östlichen Europa nach. Das breite Feld der „touristifizierten Geschichte“ bot eine Fülle an Möglichkeiten zur Forschung. Wo also beginnen, wo aufhören? Zum Glück wurde mir schnell klar, was mich besonders interessierte – nämlich das Medium der historischen Stadtführung, und zwar insbesondere jene vielgeschmähten kommerziellen Angebote, die sich an ein heterogenes, unterhaltungshungriges, internationales Publikum richten. Das also, was Geschichtswissenschaftler:innen nicht selten als trivial, oberflächlich oder sogar infantil, mithin als Gegenteil einer „ernsthaften“ Geschichtsvermittlung, abtun.





So wurde ich am DHI zu einer Art „professioneller Touristin“. Von 2015 bis 2020, also knapp bevor die Pandemie jeglichen Reiseverkehr zum Erliegen brachte, untersuchte ich mit touristischen Stadtführungen zum Thema Kommunismus ein Phänomen, das seit den 2000er Jahren im östlichen Europa immer populärer geworden ist. Diese sogenannten *communism tours* existieren heute in zahlreichen Großstädten zwischen Berlin und Moskau und treten in vielerlei Formaten und mit unterschiedlichem Bildungs- bzw. Unterhaltungsanspruch in Erscheinung. Sie können als Privatführungen gebucht oder als offene Angebote ohne vorherige Anmeldung besucht werden. Teils finden sie zu Fuß statt, teils in ausrangierten Škodas, Trabants, Nysa-Bussen oder den legendären Polski Fiats. Teilnehmend beobachtend stieg ich in die Retro-Autos ein, ließ mich durch

Plattenbauviertel, über sowjetische Ehrenfriedhöfe und in Milchbars mit PRL-Charme führen und interviewte zahlreiche Stadtführer:innen.

Für meine Feldforschungen wählte ich Warschau, Prag und Bratislava aus. Diese drei Städte unterscheiden sich nicht allein in Größe und jährlicher Besucher:innenzahl stark, sondern auch in ihren materiellen Topografien. Während das im Krieg zu fast 85 Prozent zerstörte Warschau in weiten Teilen im Staatssozialismus (wiederauf)gebaut wurde, ist das Prager Zentrum im Krieg kaum bombardiert und nach 1945 baulich viel weniger überformt worden. Bratislava liegt diesbezüglich in der Mitte: Hier war vor allem der Städtebau der 1960er und 1970er Jahre für einige Abrisse und neue Schneisen durch die Stadt verantwortlich. Die Ausgangssituation für das raumgebundene, körperbezogene Erzählen, das sich in den „Kommunismustouren“ entfalten kann, ist damit in jeder Stadt eine andere. Ökonomischer Kontext und Zielgruppe hingegen waren jeweils dieselben: Alle von mir analysierten Angebote richteten sich an ein westliches Publikum und sind Teil der gegenwärtigen, erlebnisorientierten, internationalen Tourismusindustrie.¹ Im Fokus meiner Forschung stand die Frage, wie in den gleichermaßen lokalen *und* globalen Praktiken des touristischen Sightseeings interaktiv bzw. performativ Geschichte hervorgebracht wird. Von Anfang war damit ein ständiger Perspektivwechsel zwischen innen und außen, zwischen

¹ Mein anfänglicher Plan, neben englischsprachigen *communism tours* auch landessprachliche Angebote zu analysieren, erwies sich als unrealisierbar, weil dafür schlicht kein touristischer Markt existierte.

partikularen und universellen, zwischen nationalen und kosmopolitischen Narrativen in mein Untersuchungsdesign eingeschrieben.

Obwohl die Frage nach nationalen Spezifika des touristischen Blicks auf den Staatssozialismus nur eine von vielen war, die ich mir stellte, gewann sie im polnischen Fallbeispiel gleich zu Beginn meiner Warschauer Zeit ungeahntes Gewicht. Denn auch wenn wir Mitarbeiter:innen im Forschungsbereich „Funktionalität der Geschichte in der Spätmoderne“ uns einig waren, dass uns weit mehr interessierte als „klassische“ staatliche Geschichtspolitik, wurden wir recht schnell von der Realität eingeholt. Im Mai 2015 gewann Andrzej Duda die Präsidentschaftswahl, im Herbst erlangte die rechtskonservative PiS die absolute Mehrheit im Sejm und konnte fortan allein regieren. Ab diesem Moment überschlugen sich die Ereignisse förmlich – Schritt für Schritt und teils über Nacht machte sich die neue Regierung daran, Medienlandschaft, Verfassung und Rechtssystem umzubauen – natürlich nicht ohne gesellschaftlichen Widerspruch. So führte mich mein Arbeitsweg über mehr als 800 Tage vorbei an einem Mini-Protestcamp der neuen Bürgerbewegung KOD (Komitet Obrony Demokracji),² die vor dem Sitz des Ministerpräsidenten gegen die Änderung des Gesetzes über den Verfassungsgerichtshof (und für die Veröffentlichung einer Erklärung desselben zur Verfassungswidrigkeit eben dieser Novelle) protestierte.

² Auf Deutsch: Komitee zur Verteidigung der Demokratie [Anm. d. Red].

Parallel dazu konkretisierte und radikalisierte die PiS-Partei ihr geschichtspolitisches Programm. Nicht nur in Medien und Gerichten, auch in Museen und im Institut für Nationales Gedenken nahm sich die Regierung das Recht heraus, auf Personalien (und sogar konkrete Ausstellungsnarrative) Einfluss zu nehmen, um damit den „guten Namen“ Polens zu „schützen“. Mit den sogenannten „verfemten Soldaten“ (żołnierze wyklęci) trat zugleich eine neue Heldengattung aus dem Schatten der Heimatarmee ins Rampenlicht. Dass Geschichte hier oft sehr konkrete politische bzw. nationalistische Funktionen erfüllte, war nicht neu, der triumphale und plakative Ton und die bisweilen offen antideutschen Botschaften aber sehr irritierend.³ Dabei war im kollegialen wie privaten Austausch immer klar, dass es *die* polnische Haltung nicht gab, sondern eine zutiefst gespaltene Gesellschaft. Persönlich bewegten wir Mitarbeiter:innen des DHI uns wohl überwiegend in jener Blase, die dem liberalen Milieu nahestand; ich jedenfalls kam mit dem nationalkonservativen Diskurs in erster Linie in seiner medialen Entfaltung in Berührung. Und doch war die Perspektive, die wir einnahmen, sicher eine andere als die vieler Polen-Interessierter in Deutschland, wo die Berichterstattung zum Teil allzu skandalisierenden Mustern folgte. Denn wer in Polen lebt und sich sogar beruflich mit deutsch-polnischer (Zeit-)

³ Zusammen mit Magdalena Saryusz-Wolska und Katrin Stoll habe ich dazu einen Themenschwerpunkt auf *zeitgeschichte* online zusammengestellt: MAGDALENA SARYUSZ-WOLSKA u. a. (Hg.): Verordnete Geschichte? Zur Dominanz nationalistischer Narrative in Polen, in: *Zeitgeschichte-online*, Juli 2016, <https://zeitgeschichte-online.de/themen/verordnete-geschichte> (Zugriff am 8. April 2024).

Geschichte auseinandersetzt, kann die Empörung über gedankenlose Redewendungen wie „polnische Konzentrationslager“ durchaus sehr gut nachvollziehen. Allerdings ebenso die Empörung über die Novelle des IPN-Gesetzes, die sämtliche Aussagen über die Täterschaft von Pol:innen im Holocaust zum Straftatbestand erklärte und – wäre sie vollumfänglich ratifiziert worden – kaum schätzbare Folgen für den medialen und wissenschaftlichen Diskurs über den Holocaust hätte.

Auch wenn mein Forschungsprojekt weder den Zweiten Weltkrieg noch politisch-juristische Debatten betraf, hinterließ die politisch-gesellschaftliche Situation in Polen darin ihre Spuren. In meinen Gesprächen mit ihnen distanzierten sich die freiberuflichen Guides durchweg von der staatlichen Politik und blickten skeptisch auf deren Auswirkungen jenseits der Landesgrenzen. Als Stadtführer:innen, die insbesondere ein internationales Publikum bedienten und sich als „Botschafter:innen“ ihres Landes sahen, waren ihnen der autoritäre, nationalistische Regierungsstil der PiS und das daraus resultierende Bild Polens im Ausland meist schlichtweg peinlich. Und das, obwohl der selbstformulierte Anspruch der rechtskonservativen „Geschichtsaußenpolitik“ ja gerade den „guten Namen“ des Landes betraf und auf eine „Berichtigung“ seiner internationalen Wahrnehmung abzielte. So sinnierte ein Guide im Interview darüber, ob er wohl in Zukunft überhaupt noch im öffentlichen Raum über jüdische Geschichte und die Shoah sprechen könne, ohne eine Strafe zu riskieren; ein anderer hielt es nur für eine Frage der Zeit, bis er mit dem Vorwurf, kommunistische Propaganda zu betreiben, konfrontiert würde.

Die Dilemmata, die in einigen Interviews mit Stadtführer:innen auftauchten, betrafen allerdings weit mehr als politische Spannungen. Sie führten mir zugleich grundsätzliche Dissonanzen des touristischen Sprechens über Geschichte vor Augen. Denn im kommerziellen Tourismus bemessen sich „erfolgreiche“ Präsentationen letztlich immer daran, wie gut die Guides die Erwartungen ihres Publikums erfüllen. Dies führt nicht nur zu Feedbackschleifen, sondern auch zu ganz pragmatischen Problemen des Heritage-Managements. Wie etwa lässt sich auf die Haltungen der Besucher:innen zur Vergangenheit schließen, wie können unterschiedliche Sichtweisen integriert werden oder noch allgemeiner: Wie lässt sich unterhaltsam, gegenwartsrelevant und doch so unpolitisch wie möglich über Geschichte und Gegenwart sprechen? In Polen, so scheint es mir im Rückblick, ließen sich solche Spannungen zwischen der Geschichtspopularisierung im Kontext der internationalen Tourismusindustrie und verschiedenen partikularen, nationalen wie lokalen Interessen in den Jahren 2015 bis 2020 wie unter einem Brennglas beobachten.

Als Kontrastfolie wie Kontext meines Interesses an der globalen Dynamiken folgenden Sphäre des kommerziellen Tourismus dienten mir die vielfältigen „Public History“-Aktivitäten polnischer Kolleg:innen. Gerade in Warschau begegnete ich einer Vielzahl von Historiker:innen, Kulturwissenschaftler:innen, aber auch Künstler:innen und Aktivist:innen, für die eine wissenschaftlich-fundierte Reflexion von Stadtgeschichte und Erinnerungskultur fester Bestandteil ihrer Arbeit ist. Ihre Praktiken des Gehens und Fotografierens als Methode

zur kritischen Erschließung der Stadt als Palimpsest⁴ faszinierten mich; das Engagement von Kolleg:innen, die ihr Wissen selbst in Form von Museums- und Stadtführungen weitergaben,⁵ bewunderte ich ebenso wie die Fülle historischen Wissens, die viele „meiner“ Guides besaßen. Besonders spannend fand ich die enge Verzahnung zwischen akademischer Welt und zivilgesellschaftlichen Initiativen, die mit großer Selbstverständlichkeit bestand und mich – lange bevor ich den Begriff zum ersten Mal hörte – über Fragen der *shared authority* (Michael H. Frisch) nachdenken ließ. Der Blickwechsel, den ich im Austausch mit den polnischen Kolleg:innen vollziehen konnte, war deshalb ein ständig alternierender zwischen der Geschichtswissenschaft und Geschichte in der Öffentlichkeit – zwei Feldern, die auf der politischen Ebene seit 2015 immer häufiger aufeinanderprallten, zugleich aber für die Historiker:innen hier viel selbstverständlicher zusammengehörten, als ich es im deutschen akademischen Betrieb bislang erlebt hatte.

Aus der Tatsache, dass ich bislang mit keinem Wort die polnische Archivlandschaft erwähnt habe, wird leicht ersichtlich, dass mein Warschauer Perspektivwechsel zugleich ein dezidiert disziplinärer war. Klassische Archive habe ich seit 2015 kaum von innen gesehen; archivwürdiges, private Sammlungen und liebevoll Restauriertes

⁴ Vgl. insbesondere die Arbeit von Beata Chomętowska, Elżbieta Janicka, Michalina Musielak und Wojciech Wilczyk.

⁵ Etwa die eben genannten, aber auch meine DHI-Kolleginnen Maria Cieśla und Katrin Stoll.

aber durchaus in Hülle und Fülle. Während in Polen die großen „narrativen Museen“ boomten, viel diskutiert und analysiert wurden, besichtigte ich in erster Linie kleine Amateurmuseen, die bis heute eine besondere Faszination auf mich ausüben. So absurd das Arrangement von Objekten darin bisweilen anmutete, so viel technische Expertise und Sammelleidenschaft steckte oft darin. Dasselbe gilt für die vielen Guides, die für die Geschichte ihrer Städte zu brennen schienen. Im Kontakt mit ihnen kamen einige Quellen sogar im Wortsinn zu mir: Auf meine Frage, ob ich einen Blick in das Gästebuch des Kulturpalastes werfen könne, durfte ich es mir kurzerhand ausleihen und mit nach Hause nehmen. Ebenso überließ mir mein ältester Interviewpartner – ein Stadtführer, der bereits in den 1960er Jahren US-Amerikaner:innen durch Warschau geführt hat und Herausgeber des *Bulletins* der polnischen Touristenführer war – ganze Jahrgänge des *Gościniec*. Sichtlich erfreut über mein Interesse an den zusammengeklammerten Blättern aus den 1960er Jahren, die nicht einmal im Archiv der PTTK⁶ zu finden sind, durfte ich sie einfach in meinen Rucksack packen und einige Wochen behalten.

Als Tourismus-Forscherin bediente ich mich nicht nur ethnografischer Methoden, ich setzte dabei auch bewusst den eigenen Körper als Erfahrungsinstrument ein. Ohne, dass dies vorher auf meiner Agenda gestanden hatte, begann ich mich in diesem Zusammenhang auch für Fragen des historischen Reenactments – ebenfalls

⁶ Polnische Touristik- und Landeskundegesellschaft [Anm. d. Red.].

ein Phänomen mit starker Ausprägung in Polen und besonderer Funktion innerhalb der PiS-Geschichtspolitik – sowie Ansätzen der Tourismusanthropologie zu beschäftigen. Die Tagungen, Workshops und Konferenzpanels, die ich in diesem Zusammenhang besuchte oder selbst organisierte, brachten mich in Kontakt mit einer Reihe von polnischen Ethnolog:innen, deren Arbeit mich bis heute inspiriert. Angeregt durch Sławomir Sikora und Karolina Dudek habe ich mir zum ersten Mal Gedanken über Guiding als zivilgesellschaftliche Praxis gemacht.⁷ Von Kamila Baraniecka-Olszewska und Zuzanna Bogumił habe ich gelernt, wie fruchtbar ein ethnografischer Blickwinkel auf verschiedene Manifestationen der polnischen Erinnerungskultur ist. Darüber, wie die Erforschung von Guided Tours im östlichen Europa ganz konkret aussehen kann, tauschte ich mich mit der Krakauer Anthropologin Magdalena Banaszekiewicz aus.

Auch ohne dass es dabei immer direkte Überlappungen mit meinem eigenen Untersuchungsgegenstand gab, hat der Warschauer Blick über den Tellerrand des deutschen Forschungsdiskurses nachhaltigen Einfluss auf meine kulturwissenschaftliche Arbeit genommen. Kam mir anfangs vor allem die Art und Weise des politisch-medialen Umgangs mit Geschichte in Polen spezifisch vor, ist es mit Abstand betrachtet auch der wissenschaftliche. So scheinen die Folgen insbesondere des Zweiten Weltkriegs hier nicht nur in der Ausrichtung von Reenactments, sondern auch in der Forschungspraxis

⁷ Für die Herstellung dieses Kontaktes danke ich herzlich Maria Cieśla.

im Wortsinn „greifbar“. Viel stärker, als ich es in Deutschland beobachte, wo in der Interpretation der Erinnerungs- und Geschichtskultur noch immer hermeneutische bzw. diskursanalytische Ansätze dominieren, scheint in Polen auch in der historisch-orientierten Forschung ein sinnlich-emotionaler Zugang zur Geschichte zunehmend legitim. Auch wenn ich zunächst mit phänomenologischen Ansätzen und einer *hauntology*,⁸ die der spektralen Präsenz vergangenen Massenmords an den konkreten Schauplätzen ausgeht, nicht viel anfangen konnte, verstehe ich deren Anliegen heute besser. Ob das Ausdruck einer gewissen interkulturellen Kompetenz ist, die ich mir nicht nur kognitiv, sondern auch leiblich an unterschiedlichen Orten in Polen angeeignet habe, möchte ich hier offenlassen.

In jedem Fall hat mich die Warschauer Forschungserfahrung in einer autoethnografischen Haltung geschult, die nicht zuletzt meine Sicht auf vieles, was sich im deutsch-polnischen Kontext abspielt, bis heute prägt. Mir scheint allerdings, dass es nicht nur der Ortswechsel nach Warschau, die Diskussionsatmosphäre am DHI und der Kontakt zu polnischen Forscher:innen waren, die eine Rolle für diesen meinen ganz persönlichen Perspektivwechsel spielten. Es war auch meine hier eingeübte Rolle als „Berufstouristin“, in der sich ethnografische, historische und touristische Perspektiven bündelten. Während der berühmte „touristische Blick“ (John Urry) medial vorgeprägt und alles andere als offen und multiperspektivisch ist,

⁸ Vgl. etwa die Arbeiten von Zuzanna Dziuban oder Roma Sendyka.

bemühte ich mich in der teilnehmenden Beobachtung um einen reflektierten Blickwinkel. Nicht immer war es leicht zu ertragen, wie komplexe Entwicklungspfade in allzu einfache Erklärungen mündeten. Doch genau diesem Prozess galt mein Interesse. Dabei hatte ich immer mehrere Brillen gleichzeitig auf: die der Deutschen, der Ostdeutschen, der Polen-Forscherin, aber auch einer Reisenden im östlichen Europa, die wie alle anderen fasziniert ist an dem, was hier „anders“ ist.

Die Kunst ist es nun, nicht nur über die individuellen Perspektivwechsel nachzudenken, die sich aus meiner Zeit am DHI für mich persönlich und als Forscherin ergeben haben, sondern ein ganzes Buch über jenes Medium zu schreiben, in dem per Definition unterschiedliche Perspektiven miteinander zum Einklang gebracht werden müssen, nämlich die erlebnisorientierte, touristische Stadtführung. Welche Strategien der Blicklenkung, Harmonisierung, Emotionalisierung, aber auch der strukturellen Veruneindeutigung darin wirken, lässt sich an den von mir untersuchten englischsprachigen *communism tours* wunderbar nachvollziehen. Situieret sowohl in der konkreten postsozialistischen Materialität der Warschauer Stadtlandschaft und den einheimischen Diskursen über die Vergangenheit als auch der global zirkulierenden Bilderwelt des Kalten Krieges, scheinen sie für eine Metareflexion über Chancen und Hindernisse von „Perspektivwechseln“ ebenso geeignet wie für prinzipielle Erwägungen über die „Funktionalität von Geschichte in der Spätmoderne“. Schließt der in erster Linie mit der Tradierung von Stereotypen assoziierte „touristische Blick“ wirklich jede Erkenntnis aus? Ist er

tatsächlich nur visuell zu bestimmen? Und ist nicht gerade das Spielerische des touristischen Geschichtskonsums sein eigentlicher Kern?

Dieses ludische Moment genauer in den Fokus zu nehmen, verstehe ich nicht zuletzt als Vorschlag eines Perspektivwechsels in den *Memory Studies*.⁹ Denn sich genauer mit dem Geschichtstourismus im östlichen Europa, insbesondere in Polen, auseinanderzusetzen, heißt auch, einer merkwürdigen Verzerrung entgegenzutreten – der Vorstellung nämlich, dass diese Region vor allem ein Ort des heute angeblich so populären *dark tourism* sei. Wer im Retro-Auto durch Warschau, Prag oder Bratislava gefahren ist, wer mit Amerikaner:innen in der Milchbar gegessen hat oder wer mit Spanier:innen durch Kommunismus-Museen spaziert ist, wird den Verdacht nicht los, dass der thanatouristische „Boom“ eher eine optische Täuschung ist. Die steigende Anzahl von Artikeln über „dunkle Destinationen“ und die vermeintliche Freude am Tragischen oder Morbiden spiegelt wohl eher die Forschungsinteressen von bestimmten Historiker:innen-Communities als das reale geschichtstouristische Spektrum wider. So wichtig die Erforschung der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts und ihrer Erinnerung im deutsch-polnischen Kontext, insbesondere am Deutschen Historischen Institut, immer bleiben muss, so legitim ist hoffentlich auch der Blick auf „lustige“ Seiten der Geschichte. Es ist unfassbar schade, dass ich es nie geschafft habe, meine Ideen ausführlich

⁹ Bzw. den von Ann Rigney vorgeschlagenen einzulösen. Vgl. ANN RIGNEY, *Remembering Hope. Transnational activism beyond the traumatic*, in: *Memory Studies* 11 (2018), 3, S. 368–380.

SABINE STACH studierte Kulturwissenschaften,
Kunstgeschichte und Bohemistik/Slowakistik
an den Universitäten in Leipzig und Prag.
2014 wurde sie an der Universität Leipzig promoviert.
In den Jahren 2015–2020 war sie wissenschaftliche
Mitarbeiterin am DHI und forschte zur Entstehung
von Geschichte in Stadtführungen in Warschau,
Prag und Bratislava sowie zum Gedächtnis
des Kommunismus in den zentraleuropäischen
Metropolen. Seit 2020 arbeitet sie am Leibniz-Institut
für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO)
in Leipzig. Ihre Interessen umfassen die Geschichte
im öffentlichen Raum, die Tourismusgeschichte
und performative Praktiken der Geschichtsaneignung.
Viel Aufmerksamkeit bei ihrer Forschungsarbeit widmet
sie der Geschichte der ehemaligen Ostblock-Länder,
darunter der DDR, Polen und der Tschechoslowakei.
Ihr Buch über die Selbstverbrennungen von Jan Palach
und Oskar Brüsewitz wurde 2016 unter dem Titel
„Vermächtnispolitik. Jan Palach und Oskar Brüsewitz
als politische Märtyrer“ veröffentlicht; die tschechische
Fassung erschien 2021.

mit Christian Domnitz zu diskutieren, der sich für seine Zeit am
DHI vorgenommen hatte, historische Referenzen auf „Gute Zeiten“
zu erforschen. Seine Erinnerungen fehlen in diesem Band, weil er im
November 2015, kurz nach seiner Ankunft in Warschau und viel zu
früh, ganz plötzlich verstarb.





ROBERT TRABA

(AM DHI VON 1995 BIS 2003)

Wer heute sagen will, dass die „symmetrischen“
polnisch-deutschen Beziehungen in der
Geschichtsschreibung erst mit der nationalen
Politik der jetzigen Regierung in Polen begonnen
haben, der fliegt an der Realität vorbei. Symmetrisch
ist generell ein verfehelter Begriff zur Beschreibung
bilateraler Beziehungen. Sie werden immer
asymmetrisch sein, entscheidend ist, dass sie
partnerschaftlich sind.

159

In einer Umfrage des *Kwartalnik Historyczny* (2021, Heft 1, S. 393–399) habe ich die letzten dreißig Jahre der polnischen Geschichtsschreibung aus der Perspektive meiner – biologisch, nicht soziologisch verstandenen – Generation beschrieben. Am Ende der Volksrepublik Polen starteten wir in das wissenschaftliche Leben. Im freien Polen verwirklichten wir unsere wissenschaftlichen Träume. Seit Ende der 1990er Jahre haben wir damit begonnen, den Staffeltab von der Generation unserer Lehrmeister zu übernehmen. Heute schließen wir unsere eigenen institutionellen wissenschaftlichen Karrieren auf unterschiedliche Weise ab. In biologischer Hinsicht war der Rhythmus der Generationen, die in Westeuropa aufwuchsen, derselbe wie unserer. In einem identitätsstiftenden Sinne waren wir

von Westeuropa durch einen Raum der Freiheit getrennt, den wir erst nach 1989 in vollem Umfang genießen konnten. In der Praxis bedeutete dies für die einen, dass sie in den Fesseln der alten Strukturen blieben, und für die anderen, dass sie nach Möglichkeiten suchten, die verlorene Zeit nachzuholen, zum Beispiel durch Auslandsstipendien. Die Glücklichen wählten den Weg nach Übersee. Die anderen, ebenfalls glücklichen (!), landeten in der Regel beim stärksten wissenschaftlichen Partner Polens, der nicht Frankreich oder Großbritannien, sondern die BRD/Deutschland war.

Ich habe Deutschland gewählt: Zunächst, bereits Mitte der 1980er Jahre, erhielt ich durch das Thema meiner Doktorarbeit über die Geschichte Preußens im 19. Jahrhundert ein Archivstipendium in der DDR (1987) und später dank eines Stipendiums der GFPS (Gemeinschaft zur Förderung von Studienaufenthalten polnischer Studenten in der Bundesrepublik Deutschland) einen Semesteraufenthalt an der Universität Bonn (1989/1990). Hier beobachtete ich das Funktionieren der Basisinitiative der GFPS und kam auf die Idee (Dezember 1989), eine eigenständige Organisation zu gründen, die noch heute als Kulturgemeinschaft „Borussia“ in Allenstein/Olsztyn bekannt ist. Darauf folgte ein Assistenzsemester bei Professor Dieter Herz-Eichenrode an der Freien Universität Berlin (1994/1995). Schließlich im August 1995 kam Deutschland zu mir, nämlich nach Warschau, in Form des Deutschen Historischen Instituts. Die am DHI gewonnenen Erfahrungen übertrug ich dann nach Berlin, wo ich über zwölf Jahre lang das Zentrum für Historische Forschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften (CBH PAN) leitete.

Als ich begann, Material für diesen Text zusammenzustellen, bemerkte ich jedoch mit Erstaunen, dass ich in dem 2009 verfassten Aufsatz über meine Erfahrungen in und mit Deutschland¹ dem DHI keinen Platz für eine Reflexion eingeräumt hatte. Warum eigentlich? Meiner Erinnerung nach brauchte ich damals, als ich die originelle Idee einer völlig neuen polnischen wissenschaftlichen Einheit im Ausland – das CBH – verwirklichen wollte, einerseits eine Synergie meiner verschiedenen Erfahrungen und andererseits einen Reset oder zumindest eine Distanz zu meiner beruflichen Vergangenheit, um meine eigenen Aktivitäten und die des brandneuen Teams auf das Neue und die Zukunft auszurichten. Ich konnte nur über das schreiben, was tatsächlich vergangen, abgeschlossen war. Das startende CBH hätte sonst zu viel von der noch aktiven Vergangenheit und den Mustern des DHI übernommen. Eine kurzzeitige Trennung hat geholfen. Das dreißigjährige Bestehen des DHI, die Wiederwahl von Allenstein als Lebensort nach 24 Jahren und die neue Lage in der wissenschaftlichen Topografie Polens (zwischen Warschau, Lublin, Posen/Poznań und Danzig/Gdańsk) eröffneten auch neue Perspektiven auf die Vergangenheit, einschließlich der Rolle des Instituts.

Erste Perspektive – die innere

Der Zeitpunkt meines Eintritts in das Umfeld des DHI (1995) war für mich ideal. Einerseits hatte ich die Mitte der 30er

¹ ROBERT TRABA, Kot Schrödingera. Rozważania (nie-)konstruktywistyczne o „moich“ i „nie moich“, in: HUBERT ORŁOWSKI (Hg.): *Moje Niemcy – moi Niemcy*. Odpominania polskie, Poznań 2009, S. 327–343.

überschritten, spürte den Hunger nach neuen wissenschaftlichen Impulsen und stand kurz vor meiner Habilitation. Auf der anderen Seite schätzte ich das starke erste wissenschaftliche Team am DHI, die vielen Möglichkeiten der Auslandskontakte und den besseren Zugang zu Literatur und Archiven. All dies führte dazu, dass ich – wenn ich aus der Zeitperspektive von über einem Vierteljahrhundert zurückblicke – am DHI meine wissenschaftliche Werkstatt neu definierte, indem ich mich endgültig aus der Ereignisgeschichte heraus in den Raum der Kulturgeschichte, Mikrogeschichte, Erinnerungsforschung sowie der historischen Soziologie und Anthropologie bewegte. Bevor ich diese neue Werkstatt im Buch „Ostpreußen, die Konstruktion einer deutschen Provinz. Eine Studie zur regionalen und nationalen Identität“ (polnische Ausgabe 2004, deutsche 2010) empirisch erproben konnte, hatte ich in der Publikationsreihe „Klio w Niemczach“ die Gelegenheit, der polnischen Leserschaft die wichtigsten Tendenzen der deutschen Geschichtsschreibung zu präsentieren. Der Dialog mit dem Team und das Vertrauen, das mir gewährt wurde, gaben mir die Möglichkeit, für eine Publikationsreihe nach meiner Idee zu werben, d. h. für solche Bücher, die meinen eigenen kognitiven Bedürfnissen realistisch entsprachen. Die ersten Bände der Reihe wurden wohl nie von diesem Blickwinkel aus betrachtet.

Am Anfang stand ein Trialog zwischen „Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte und Mikro-Historie“, ² d. h. ein Streit über den Sinn

² So lautet der deutsche Originaltitel (Göttingen 1994); polnische Fassung: WINFRIED SCHULZE (Hg.): *Historia społeczna. Historia codziennosci. Mikrohistoria*, ins Polnische übertragen von ANDRZEJ KOPACKI, Warszawa 1996.

und die Möglichkeit, wohldefinierte Forschungsmethoden/-perspektiven in produktive Empirie zu übersetzen. Damit versuchte ich indirekt, die überwältigende Dominanz deskriptiver Forschungstendenzen in der polnischen Geschichtsschreibung anzusprechen, die sich vor allem auf Ranke'sche Quellenkritik stützten. Diese aufdringliche Ablehnung oder Missachtung der Methodik hat immer noch einen Kreis von treuen Anhängern. Mit meiner nächsten Publikation war ich meiner Zeit ein wenig voraus, als ich das inzwischen klassische und damals vielleicht erste Werk aus dem wissenschaftlichen Bereich Gender für den polnischen Markt vorschlug: „Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechterdifferenzen in der Moderne“ (1997), verfasst von Ute Frevert, der Nachfolgerin von Reinhart Koselleck an der Universität Bielefeld. Das Buch blieb unbemerkt, obwohl es bis heute handwerklich solide und mit interessanten Thesen aufwartet, und ich denke, es würde gerade jetzt eine viel größere Reaktion hervorrufen. Ich habe dann versucht, fast parallel zu meiner eigenen Lektüre und Faszination, die Autoren der meiner Meinung nach interessantesten Synthesen zur deutschen Geschichte vorzustellen: Thomas Nipperdey (1999), Hans-Ulrich Wehler (2001)³ und den Vorreiter der Forschung zur deutschen Besatzung Polens Martin Broszat (1999). Nipperdey bevorzugte ich als Historiker, aber Wehler

³ Zu diesem Zeitpunkt wurde die Reihe bereits von Jerzy Kochanowski herausgegeben (ich traf die Auswahl von Wehlers Texten und schrieb das Nachwort). Er veröffentlichte auch die polnische Ausgabe von DETLEV J.K. PEUKERT, *Republika Weimarska*, Warszawa 2005 (deutsche Originalfassung: *Die Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1987); Peukert beeinflusste stark mein Verständnis dieser Zeit, dessen Kenner er ist, als ich „Ostpreußen – die Konstruktion einer deutschen Provinz“ (Osnabrück 2010) schrieb.

inspirierte mich mit der Methodik der deutschen Sozialgeschichte, der Definition und Untersuchung von Nationalismen und Modernisierungsprozessen. Ohne die Studien über Modernisierungsprozesse, u. a. aus der Perspektive von Wehler, hätte ich nicht, vor allem zusammen mit litauischen Forscherinnen und Forschern, den Band „Selbstbewusstsein und Modernisierung. Sozialkultureller Wandel in Preußisch-Litauen vor und nach dem Ersten Weltkrieg“ (2000) veröffentlicht. Damals war ich noch nicht von Kosellecks Historiosophie beeindruckt, der aus der gleichen Bielefelder Schule wie Wehler stammte. Ich glaube, er kam 1997 ans DHI, vor allem, um von Warschau aus auf den Spuren der dunkelsten deutschen Geschichte zu wandeln, die von den Stätten des Holocaust und deren Gedenken geprägt ist. Gegen Ende seines Lebens trat Reinhart Koselleck an mich heran, auf der Suche nach einem Gesprächspartner über seine osteuropäischen Familienerfahrungen. Wir tauschten mehrere Briefe miteinander aus. Ende Januar 2006 hatte ich keine Zeit mehr, auf seinen Brief zu antworten, in dem er mir ein Treffen vorschlug. Ich war mit meiner Bewerbung für die Stelle des ersten Direktors des CBH beschäftigt. Gleich nach einer Reihe von Vorträgen, unter anderem in Erfurt, Tübingen und Lüneburg, wollte ich ihm zurückschreiben. Ich war eine Woche zu spät dran: Koselleck starb am 3. Februar.

Der größte Markterfolg der Reihe „Klio w Niemczach“ war paradoxerweise nicht, wie man erwarten könnte, Hartmut Boockmanns „Der Deutsche Orden“ (1998), sondern Johannes Frieds mediävistische Studie „Otto III. und Boleslaw der Tapfere“ (2000), die im Grenzbereich zwischen Ikonologie und Geschichte zu verorten ist.

Mich faszinierte weniger der Streit über das Datum der Krönung Boleslaws und die Beziehungen zwischen Ungarn, Polen und dem Hl. Römischen Reich deutscher Nation, sondern die Art und Weise, wie die ikonografische Quelle analysiert und die historische Erzählung um sie herum aufgebaut wurde.

Die Publikationen der Reihe „Klio w Niemczecz“ spiegeln gleichsam den Forschungsraum des ersten DHI-Teams wider, basierend auf Theorie und Interdisziplinarität. Natürlich verfolgte jeder sein eigenes Forschungsprojekt, sodass in der Praxis Spezialisten aus allen historischen Epochen im Team vertreten waren. Die Möglichkeit einer aktiven, kompetenten Diskussion wurde gerade durch eine gute Kenntnis verschiedener Theorien und Forschungsmethoden gewährleistet, was vor dem Hintergrund der damaligen polnischen historiografischen Landschaft eher die Ausnahme als die Regel darstellte. Die Methodiker agierten noch in ihren eigenen, ziemlich hermetisch abgeschlossenen Kreisen und abgesehen von den Workshops von Jerzy Jedlicki, Marcin Kula oder einzelnen Forschern in Krakau (Andrzej Chwalba, Krzysztof Zamorski) und Posen (Krzysztof Makowski, Witold Molik) dominierte eine eher traditionelle Geschichtsschreibung.

Der Hüter des Dialogs am DHI war dessen erster Direktor Rex Rexheuser. Er hatte alle Eigenschaften, um nicht zur öffentlichen Person zu werden: bescheiden, zurückhaltend in seinen Urteilen und den Medien gegenüber. Rexheuser war zugleich ein Meister des wissenschaftlichen Dialogs in einem Kolloquium: Er warf interessante

Fragen auf, öffnete überraschende Forschungsperspektiven, inspirierte. Ihm ist es mit Sicherheit zu verdanken, dass bereits in den 1990ern am DHI das wissenschaftliche Ambiente von *the best practices* Raum gewann. Die Bescheidenheit und mediale Distanz des Direktors hatte auch eine Kehrseite: Weder seine wertvollen Publikationen noch die wichtige Stimme seiner deutschen Kollegen drangen in Polen über den engen wissenschaftlichen Kreis hinaus. Aber vielleicht sollte das am Anfang so sein, um später auf einer soliden Basis andere Kommunikationsformen zu entwickeln. Ich frage mich, wie die Nachfolger das sehen? Braucht es ein Modell für die Aktivitäten des DHI in Warschau? Ist das ursprüngliche Programm des jeweiligen Direktors ausreichend?

Zweite Perspektive – die Welt um uns herum

In den 1990er Jahren hatte das Leben in Warschau eine andere Dimension als heute. Mit der Familie für drei bis fünf Jahre in eine andere Stadt zu gehen, war eher die Ausnahme. Trotz des ungleichen finanziellen Status zwischen den deutschen Wissenschaftlern und den sogenannten Lokalbeschäftigten erschien Warschau als Standort sehr attraktiv, da sich hier andere akademische Perspektiven eröffneten. Heute sind diese Unterschiede, bedingt durch die Vielfalt der Kommunikationsformen, völlig anders. Dennoch bilden die Mehrheit der polnischen Akademiker „nur“ Warschauer.

Drei Milieus haben meine „Warschauer Identifikation“ stark beeinflusst: das Seminar an der Universität Warschau von Marcin Kula und Włodzimierz Borodziej, das Seminar am Institut für Ge-

Methodologische Öffnung und Geschichte der wechselseitigen Einwirkungen, das heißt Klaus Zernacks „Beziehungsgeschichte“, spielten eine wichtige Rolle sowohl als Priorität für Robert Trabas individuelle Forschung als auch als Agenda für das zukünftige CBH, Quelle: Klio w Niemczech, Bd. 7.



schichte der Polnischen Akademie der Wissenschaften (IH PAN) von Jerzy Jedlicki und die Teilnahme an dem Antonina Kłoskowska nahestehenden Kreis am Institut für Politische Studien der PAN, an dem ich selbst mit der Zeit dank Jerzy Holzer zu arbeiten begann und dem ich bis heute treu geblieben bin. Paradoxerweise hat das DHI keinen dauerhaften Kontakt mit einem dieser Kreise geknüpft. Engere Beziehungen bestanden zu Łódź, Poznań oder Kielce. Strategie oder Zufall? Ist es für ein im Ausland tätiges Institut notwendig, über ein ständiges institutionelles Netzwerk im Gastland zu verfügen?

Dritte Perspektive – vernetzte Geschichte

Warschau und Berlin verbinden meine Erfahrungswelt mit einer Klammer. Die praktische Verbindung zwischen den beiden Institutionen bilden das Werk und die Persönlichkeit von Klaus Zernack (1931–2017) sowie das Projekt und die zweibändige Publikation „Akulturacja/asymilacja na pograniczach kulturowych Europy Środkowo-Wschodniej w XIX i XX wieku“ (2009, 2012). Die Geschichte mit Klaus Zernack begann für mich mit der Veröffentlichung seines Hauptwerks „Polen und Russland. Zwei Wege in der europäischen Geschichte“ in polnischer Sprache in der Reihe „Klio w Niemczech“.⁴ Sechs Jahre lang waren unsere Beziehungen sporadisch, bis ich Direktor des CBH in Berlin wurde. Klaus Zernack und ein Kreis seiner engen Mitarbeiter und Studenten leisteten wichtige wissenschaftliche Unterstützung für die neue Formel des polnischen wissenschaftlichen Instituts in Deutschland.

Wie im Falle des DHI (1993) war auch die Gründung des CBH (2006) eine politische Entscheidung, und das zu einem Zeitpunkt, der kaum zu guten nachbarschaftlichen Beziehungen beitrug. Es zeigte sich, dass Politik und kulturelle Praktiken keine Symmetrie vertragen. Das CBH in Deutschland konnte den Weg des DHI in Polen nicht wiederholen. In der politisch unruhigen Zweijahresperiode 2006–2007 musste das Berliner Zentrum eine ganz andere Strategie entwickeln als das DHI. Im Gegensatz zu der sehr bedächtigen und auf interne Konsolidierung ausgerichteten Aufbauphase des War-

⁴ KLAUS ZERNACK, *Polska i Rosja. Dwie drogi w dziejach Europy*, Warszawa 2000.

schauer Instituts „musste das CBH versuchen, sozusagen aus dem Stand“ – wie Michael Müller 2016 schrieb – „ein ‚multifunktionales Unternehmen‘ zu werden: Werkstatt der Forschung und der medialen Vermittlung, Forum der akademischen und außerakademischen Kommunikation, Graduiertenschule, Serviceeinrichtung“.⁵ Die Zeit des Aufbaus der Forscherwerkstatt am DHI und die häufige Konfrontation mit verschiedenen deutschen Wissenschaftsgemeinschaften ermöglichten es uns, unsere eigene partnerschaftliche Vision eines polnischen Wissenschaftszentrums in Berlin zu entfalten. Ohne die vorherige Entwicklung der Zusammenarbeit mit den Kreisen fortschrittlicher deutscher Historiker, von denen einige auch Alumni oder enge Mitarbeiter des DHI sind, hätten wir unsere wissenschaftlichen Ideen und Projekte nicht mit Volldampf vorantreiben können.

Noch zu Lebzeiten von Klaus Zernack riefen wir das Klaus Zernack Colloquium ins Leben, das „das wahrscheinlich lebhafteste Berliner Gesprächs- und Diskussionsforum über die Geschichte Polens und Ostmitteleuropas [in Deutschland] geworden ist. [...] Der entscheidende Verdienst des CBH [...] ist wohl, dass sich die polnische Geschichtswissenschaft größten professionellen Respekt unter deutschen Historikerinnen und Historikern erworben hat. Erst die Aktivitäten des CBH seit 2006 haben dazu geführt, dass sie tatsächlich auf ‚Augenhöhe‘ mit der deutschen wahrgenommen wird.“⁶

⁵ MICHAEL G. MÜLLER, Zehn Jahre Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften, in: *Historie* 10 (2016), S. 9–17, hier S. 11.

⁶ Beide Zitate: Ebd., S. 15, 17.

Vielleicht habe ich deshalb kein Problem damit, mich in meiner wissenschaftlichen Genealogie auf die Inspiration deutscher Kolleginnen und Kollegen zu berufen, weil ich weiß, dass auch sie unserem Dialog viel zu verdanken haben.

Es mag sein, dass am Tag des DHI-Jubiläums Worte des Lobes gegenüber dem CBH sehr unbescheiden klingen. Doch in diesem Lob steckt auch ein Teil des Verdienstes unserer Kolleginnen und Kollegen vom DHI. Ohne die Erfahrungen „bei euch in Warschau“ gesammelt zu haben, wären wir „bei uns in Berlin“ nicht so selbstbewusst und offen gewesen. Heute revanchiert sich das CBH, indem einige seiner ehemaligen Mitarbeiter und Stipendiaten in aufeinanderfolgende DHI-Teams aufgenommen wurden. Es gibt immer noch keine Symmetrie, aber es gibt eine Partnerschaft und ein Verständnis für die Diversität der verschiedenen Traditionen und Erfahrungen.

Abschließend möchte ich an zwei konkreten Beispielen belegen, wie sich die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen DHI und CBH miteinander verflochten haben. Das erste Beispiel für die Praxis des gegenseitigen Respekts und der Bildung neuer Partnerschaftsprinzipien war für mich das bereits erwähnte Projekt über Akkulturation/Assimilation, das ich und mein Team zu Beginn des 21. Jahrhunderts am DHI begonnen haben. Es dauerte lange, bis die Geldgeber anerkannten, dass – vielleicht zum ersten Mal in einer gegenseitigen wissenschaftlichen Beziehung – polnische und deutsche Projektteilnehmer gleich bezahlt werden sollten. Ohne die Unterstützung des damaligen Direktors des DHI, Klaus Ziemer, wäre dies nicht

möglich gewesen. Die Veröffentlichung der Projektbände fand statt, als ich bereits am CBH tätig war. Der Mechanismus und die Art und Weise, wie das Projekt umgesetzt wurde, waren einfach vorbildlich, und leider wird es wohl noch lange dauern, bis polnische Forschungsstationen solche effizient arbeitenden Institute im Ausland haben werden. Vor allem aber hatte ich durch Workshops, Konferenzen und Forschungen die ungehinderte Möglichkeit, meine wissenschaftliche *idée fixe* zu verwirklichen, d. h. Kategorien aus der Soziologie (Assimilation) und Anthropologie (Akkulturation) in ihrer direkten Wechselwirkung neu zu definieren und in die Sprache der historischen Forschungspraxis zu übersetzen.

Das zweite Beispiel ist wiederum mit der Person von Klaus Zernack verbunden. Bereits 1976 verwendete er zum ersten Mal den Begriff „Beziehungsgeschichte“, um die polnische Geschichte zu beschreiben. Mit der Anwendung dieses Terminus schloss er seine Forschung zur polnisch-russischen Synthese ab. Es dauerte lange, bis der Übersetzer Andrzej Kopacki und ich die polnische Entsprechung fanden: Geschichte der wechselseitigen Einwirkungen, das bedeutet, dass kein Subjekt (Staat/Nation) sich isoliert von den anderen entwickelt, sondern dass sie sich gegenseitig beeinflussen. In dieser Fassung erschien sie im siebten Band [Anm. d. Red.] der Reihe „Klio w Niemczech“. Heute schlägt Krzysztof Pomian vor, den Begriff durch „vernetzte Geschichte“ zu ersetzen, um ihm einen stärker kommunikativen Sinn zu verleihen. In der Praxis des CBH entwickelten wir die Bedeutung des Begriffs weiter, indem wir ihn von den Beziehungen zwischen Staaten und Nationen auf breitere kulturelle Praktiken,

die Sphäre der Zeitgenossenschaft und vor allem die Darstellung der Vergangenheit in der Gegenwart übertrugen. Das bisher größte deutsch-polnische Wissenschaftsprojekt entstand auf dieser theoretischen Grundlage: die neun Bände der „Polsko-niemieckie miejsce pamięci | Deutsch-Polnische Erinnerungsorte“ (2012–2018). Es wurde aufgrund des vom CBH erarbeiteten Konzepts von einer Gruppe von 117 Forscherinnen und Forschern gemeinsam mit dem Lehrstuhl von Hans Henning Hahn an der Universität Oldenburg realisiert. Wahrscheinlich zum ersten Mal beteiligten sich nicht polnische Wissenschaftler an einem westeuropäischen Projekt, sondern deutsche, französische, italienische, tschechische, schweizerische und luxemburgische Forscher wurden zu Autoren eines Projekts, das de facto von einem polnischen wissenschaftlichen Institut geleitet wurde. Einen wesentlichen Beitrag leisteten spätere und heutige DHI-Mitarbeiter, darunter der Direktor Miloš Řezník und seine Nachfolgerin Magdalena Saryusz-Wolska, mit der ich den Band zur Erinnerungskultur „Modi memorandi. Leksykon kultury pamięci“ (2014) am CBH herausgegeben habe. Wer heute sagen will, dass die „symmetrischen“ polnisch-deutschen Beziehungen in der Geschichtsschreibung erst mit der nationalen Politik der jetzigen Regierung in Polen begonnen haben, der fliegt an der Realität vorbei. Symmetrisch ist generell ein verfehelter Begriff zur Beschreibung bilateraler Beziehungen. Sie werden immer asymmetrisch sein, entscheidend ist, dass sie partnerschaftlich sind. In diesem Sinne sind die polnisch-deutschen Beziehungen im Zusammenhang mit der Aufarbeitung der schwierigen Geschichte seit mindestens zwei Jahrzehnten im Gange. Die vernetzte Geschichte des DHI und des CBH, wie auch der Gemeinsamen Polnisch-Deutschen

ROBERT TRABA studierte an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Thorn/Toruń und wurde an der Breslauer Universität promoviert. In den Jahren 1995–2003 war er der erste polnische wissenschaftliche Mitarbeiter am DHI. 2002 nahm er eine Tätigkeit am Institut für Politikwissenschaft der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN) auf; beurlaubt in den Jahren 2006–2018, als er das Zentrum für Historische Forschung der PAN in Berlin leitete und Honorarprofessor an der dortigen Freien Universität war. Von 2007 bis 2020 war er der Co-Vorsitzende der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission. 2023 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Er beschäftigt sich mit dem kollektiven Gedächtnis, vor allem dem immateriellen kulturellen Erbe und der Museologie. Er wohnt in Allenstein/Olsztyn, wo er 1990 den Kulturverein und die Zeitschrift „Borussia“ gründete und beide über längere Zeit leitete. Das Buch „Historia (nie) na sprzedaz“, das in Kürze im Krakauer Verlag Austeria veröffentlicht wird, fasst sein Schaffen der letzten Jahre zusammen.

Schulbuchkommission, sind die besten Beispiele dafür, obschon sie alles andere als symmetrisch sind. Und das ist auch gut so!

Aus dem Polnischen von Ruth Leiserowitz und Małgorzata Sparenberg





EW A WÓ Ł K I E W I C Z
(AM DHI VON 2010 BIS 2014)

Der Kontakt mit der Werkstatt
von Historikern, die sich auf das 19.
und 20. Jahrhundert spezialisieren,
bewog mich dazu, über die Unterschiede
in der Ausrichtung ihrer Forschung
im Vergleich zur Forschungspraxis
von Mediävisten und Historikern
der frühen Neuzeit nachzudenken.

Von 2010 bis 2014 war ich am DHI beschäftigt, wo ich das Forschungsprojekt „Die piastischen Dynasten und Bischöfe. Rivalität – Kooperation – Koexistenz“ innerhalb des Forschungsbereichs „Piastische Herrschaft im europäischen Kontext“ unter der Leitung von Prof. Eduard Mühle durchführte. Ziel des Projekts war es, Ausdrucksformen der Herrschaftspraxis von Breslauer Bischöfen im Kontext anderer kirchlicher Autoritäten in Mittel- und Osteuropa zu untersuchen. Außerdem war ich für die Redaktion der Reihe des Deutschen Historischen Instituts „Klio w Niemczech“ verantwortlich. Derzeit bin ich Mitarbeiterin des Instituts für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften (IAE PAN). Meine langjährige Erfahrung als Wissenschaftlerin an einem polnischen Forschungsinstitut verleiht mir eine besondere Perspektive, um die Arbeitsweise einer polnischen und einer deutschen Forschungseinrichtung zu vergleichen.

Zu den Stärken des DHI gehört zweifellos der außergewöhnliche Arbeitskomfort, der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geboten wird. Das Institut ist vorbildlich organisiert; der Zugang zu Mitteln für die Übersetzung von Texten sowie für Forschungsarbeiten und Reisen zu Konferenzen ermöglicht eine reibungslose Planung von Projekten. Am DHI wird eine andere Politik verfolgt als an polnischen Einrichtungen, die nur über geringe Mittel für Auslandsreisen verfügen und diese daher streng begrenzen. Das wissenschaftliche Personal wird hier ermutigt, so weit wie möglich an internationalen Konferenzen teilzunehmen, um eigene Forschungsergebnisse vorzustellen und neue Kontakte zu knüpfen. Dank dieser Unterstützung und Ermutigung nahm ich an Tagungen teil, die sowohl für das Kennenlernen der mitteleuropäischen Forschungsgemeinschaft als auch für die Konzipierung meiner eigenen Forschungsideen eine wichtige Rolle gespielt haben.

Die Leitung des Instituts ermutigt wissenschaftliche Mitarbeiter dazu, Konferenzen zu organisieren, und stellt dafür alle notwendigen Mittel zur Verfügung. In polnischen Einrichtungen müssen Forschende selbst nach externen Sponsoren für wissenschaftliche Veranstaltungen suchen; eine zusätzliche Schwierigkeit ist der Mangel an qualifiziertem Personal, das bei den Vorbereitungen helfen würde. Das DHI hingegen verfügt über ein vorbildlich agierendes Sekretariat mit erfahrenen Mitarbeiterinnen, die einen professionellen Rahmen für wissenschaftliche Tagungen sichern. Bemerkenswert ist zudem, dass das Institut über Ressourcen für das Simultandolmetzen in Kabinen verfügt, was die Organisation von internationalen

Konferenzen erleichtert. Diese äußerst positive und motivierende Politik hat mich dazu veranlasst, während meiner Zeit am DHI jedes Jahr eine wissenschaftliche Tagung zu veranstalten. Die dabei gesammelten Erfahrungen und geknüpften Kontakte halte ich für einen der wichtigsten Gewinne aus dieser Zeit.

Gemeinsam mit Piotr Górecki (University of California/Riverside) bereite ich einen internationalen Workshop zur Repräsentation und Manifestation der herzoglichen Macht in Polen vor (*Images of Ducal Power in Medieval Poland*, Warschau, 17. Juni 2011). Mit Grischa Vercamer wiederum organisierte ich eine Konferenz, die Gelegenheit zur Diskussion zwischen Forschenden aus Deutschland und Polen bot. Ziel dieser Veranstaltung war es, die Legitimationsstrategien und Identitätsdiskurse von Fürsten in Polen und dem Reich im Lichte schriftlicher Quellen zu vergleichen (*Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Ausbildung von fürstlichen Identitäten in den schriftlichen Quellen (12.–15. Jh.)*, Warschau, 13.–14. Dezember 2012). Ich schätze auch sehr die Unterstützung des DHI für zwei Konferenzen, die in Zusammenarbeit mit Monika Saczyńska vom IAE PAN organisiert wurden. Sie waren eine Fortsetzung der am IAE PAN durchgeführten Forschungen zur Beziehung zwischen materieller Kultur und Sozialgeschichte im Mittelalter und in der Neuzeit, insbesondere der Rolle von beweglichen Sachen im breit verstandenen Prozess der sozialen Kommunikation und Bildung von Identität. Die erste Veranstaltung befasste sich mit materiellen Voraussetzungen für Reisen in der Vormoderne, während die zweite der kommunikativen Funktion von Kleidung gewidmet war (Allein, in Begleitung oder mit

Die älteste Bilddarstellung
der Residenz der Breslauer Bischöfe
in Ottmachau/Otmuchów,
Quelle: Reisealbum des Pfalzgrafen
Ottheinrich 1536/1537



Gefolge? Reisen im Mittelalter und in der Neuzeit, Warschau, 25.–26. September 2010; *Habitus facit hominem*. Soziale Funktionen der Kleidung im Mittelalter und in der Neuzeit, Warschau, 26.–27. September 2013). Aus der damals begonnenen Zusammenarbeit entwickelte sich die Teilnahme des DHI an der Fortsetzung dieser Reihe, die in einen gemeinsam mit Dariusz Adamczyk organisierten Workshop über die



Rolle von Objekten als Ausdruck von Status, Position und Macht mündete (Res – mobilia. Gegenstände als Symbole von Status, Macht und Funktion, Warschau, 7.–8. Juni 2018). Ich betrachte die Möglichkeit, die oben genannten zyklischen Treffen abzuhalten, als einen der wichtigsten Vorteile der Arbeit am DHI. Ihre Themen gehören zu dem zunehmend an Bedeutung gewinnenden Forschungstrend, der als *ma-*

terial turn bezeichnet wird. Somit war es sinnvoll und nützlich, Forschende aus Mitteleuropa zusammenzubringen, um sich auszutauschen, wie wirksam neue methodische Lösungen sind und ob bzw. inwieweit sie sich auf die eigene Forschung anwenden lassen.

Das Forschungsprojekt, das ich während meiner Tätigkeit am DHI durchgeführt habe, sollte in eine Buchveröffentlichung münden. Im Laufe der Erarbeitung des Materials änderte ich jedoch den Arbeitsplan und veröffentlichte den größten Teil des erarbeiteten Materials als Aufsätze in Zeitschriften und Konferenzbänden. Diese Änderung der Pläne war in erster Linie eine Folge dessen, dass ich auf sehr umfangreiche vergleichende Literatur zurückgreifen konnte, die mir durch die Arbeit am Institut zugänglich war. Diese Tatsache beeinflusste die Entscheidung, sich auf einige der wichtigsten Themen bezüglich der weltlichen Macht der Bischöfe und ihrer territorialen Herrschaft zu konzentrieren und neue Interpretationsideen in separaten Studien zu präsentieren. So wurde aus dem eher konventionellen Projekt einer Monografie schließlich eine Reihe von Aufsätzen über die Herrschaftspraxis der Breslauer Bischöfe. Hauptziel dieser Beiträge war es, über den allgemeinen Rahmen des Handelns kirchlicher Oberhäupter nachzudenken und nicht nur lokales Faktenmaterial zu sammeln und zu ordnen.

Von den in dieser Zeit entstandenen Studien möchte ich insbesondere zwei Texte hervorheben. In einem Artikel zur Amtsübernahme der Breslauer Bischöfe habe ich mich mit einem bisher in der Forschung vernachlässigten Thema befasst, nämlich dem öffentli-

chen Wechsel der Gewänder der Auserwählten. Wie ich zu zeigen versuchte, war dies ein äußerst wichtiges Element, das den Höhepunkt der Einweihungszeremonie darstellte und ihren liminalen Charakter verdeutlichte. Ein zusätzliches Argument in diesem Fall ist die – auch in Breslau bestätigte – Praxis, Gewänder und andere Gegenstände, die dem neu geweihten Bischof gehörten, zu verteilen. Dies lässt die Vermutung zu, dass dieser Brauch seine Wurzeln in dem traditionellen Glauben hatte, die Zerstörung der alten Ordnung sollte dem Weg zu einer neuen Ordnung vorausgehen. Eine Recherche in der deutschsprachigen Literatur erlaubte mir festzustellen, dass es sich dabei um einen allgemeinen Usus und nicht nur um einen lokalen Brauch handelte.¹ Bei der Frage nach der Legitimation der Macht war es zudem wichtig, die Fürstentitulatur der Bischöfe zu betrachten und zu prüfen, inwieweit sie mit einer bewussten Demonstration weltlicher Macht verbunden war. Eine sorgfältige Analyse der Verwendung der genannten Titulatur in kirchlichen und königlichen Kanzleien ermöglichte es, die bis dahin in der Geschichtsschreibung vertretenen Ansichten zu überprüfen. Ausgangspunkt war ein Vierzeiler im Ritual des Breslauer Bischofs, Heinrich von Würben (1302–1319) („Hunc Henricus ego, qui principis ordine dego. / Librum mente pia tibi confero, uirgo Maria“), der gemeinhin als Ausdruck

¹ EWA WÓLKIEWICZ, Inszenierte Macht der kirchlichen Herrscher. Die Amtsantritte der Breslauer Bischöfe im Spätmittelalter, in: TOMAS GAUDEK u. a. (Hg.): Heilige, Helden, Wüteriche. Herrschaftsstile der Luxemburger (1308–1437) (= Regesta Imperii - Beihefte 41), Köln 2017; polnische Originalfassung: DIES., Ceremoniał ingresu biskupów wrocławskich w późnym średniowieczu, in: RADOŚLAW BISKUP / ANDRZEJ RADZIMIŃSKI (Hg.): Kościół i duchowieństwo w średniowiecznej Polsce i na obszarach sąsiednich, Toruń 2013, S. 197–221.

des Strebens des Breslauer Hierarchen nach dem Fürstentitel interpretiert wird. In der Geschichtsschreibung hat sich die Ansicht verfestigt, dass Heinrich diesen Titel usurpiert hat und dass die eigenwillige Verwendung des ihm nicht zustehenden Titels zu den Maßnahmen gehörte, die von ihm ausgeübte Herrschaft über seine Besitztümer in eine Territorialherrschaft umzuwandeln. Ausgehend von einem breiten vergleichenden Kontext habe ich versucht, die Frage zu beantworten, ob es sich in Wirklichkeit um eine „Usurpation“ gehandelt habe und was Heinrichs Gebrauch des Titels *Princeps* tatsächlich bedeute.²

Ich betrachte die Entscheidung, das Konzept und die Form des Projekts zu ändern, als einen wichtigen Fortschritt in meiner Forschung. Die während meiner Arbeit am DHI erstellten Artikel wurden zur Grundlage für meine Habilitation. Diese Veröffentlichungen bekamen positive Gutachten und führten dazu, dass ich 2016 habilitiert und anschließend zur Professorin am IAE PAN ernannt wurde. Obwohl die Schwerpunkte meiner derzeitigen Forschungsarbeit nun woanders liegen, habe ich das Thema der weltlichen Herrschaft der Bischöfe nicht völlig aufgegeben und beabsichtige, das Material, das ich während meiner Arbeit am DHI gesammelt habe, auch in Zukunft zu verwenden.

² EWA WÓLKIEWICZ, *Ego, qui principis ordine dego. Die Rolle der fürstlichen Titulatur bei der Legitimation der Breslauer Bischöfe*, in: GRISCHA VERCAMER / EWA WÓLKIEWICZ (Hg.): *Legitimation von Fürstendynastien in Polen und dem Reich. Identitätsbildung im Spiegel schriftlicher Quellen (12.–15. Jahrhundert)* (= DHI Warschau / Quellen und Studien 31), Wiesbaden 2016.

Von den Kontakten, die ich während meiner Zeit am DHI geknüpft habe, war wohl einer der wichtigsten das Kennenlernen von Jörg Müller vom Arye Maimon-Institut in Trier. Unsere Zusammenarbeit entstand im Rahmen eines Projekts zur Regestenedition von Dokumenten, die sich auf Juden in Schlesien bezogen, und das ich im Auftrag des DHI koordinierte. Daraufhin erhielt ich eine Einladung, einen Gastvortrag am Arye Maimon-Institut in Trier zu halten (2014). Nach Ergänzungen wurde der Text dieses Vortrags für einen Band über die Beziehungen zwischen den Bischöfen und der jüdischen Bevölkerung genommen.³ Der Ausgangspunkt für diese Studie war die Suche nach bisher ungenutztem Archivmaterial über die jüdische Bevölkerung in Neiße. Da ich mich jedoch noch nie mit einem ähnlichen Thema beschäftigt hatte, war es für mich äußerst wertvoll, den Text mit Mitarbeitern des Trierer Instituts, die auf die Erforschung der jüdischen Geschichte spezialisiert sind, zu konsultieren (von Bedeutung waren sowohl die Anregungen von Jörg Müller als auch von Christoph Cluse).

Die Funktionsweise der DHI-Bibliothek kann ich als vorbildlich (oder sogar mustergültig) bewerten. Alle Mitarbeiter hatten freien Zugang zu den Bibliotheksmagazinen und konnten den gesamten Bestand durchsuchen, was die Arbeit extrem beschleunigte und erste Recherchen erleichterte. Durch den Zugang zur Anwendung

³ EWA WÓLKIEWICZ, Die jüdische Bevölkerung von Neiße (Nysa) unter der Herrschaft der Breslauer Bischöfe im Mittelalter (13.–15. Jahrhundert), in: CHRISTOPH CLUSE / JÖRG MÜLLER (Hg.): *Bishops and Jews in the Medieval Latin West. Bischöfe und Juden im lateinischen Mittelalter*, Wiesbaden 2023, S. 307–326.

„subito“ war es möglich, jedes benötigte Medium im Handumdrehen zu bestellen. Dies ist eine außerordentliche Hilfe, die ein polnischer Forscher sehr zu schätzen weiß, denn die örtlichen Bibliotheken bieten nur Zugang zu Veröffentlichungen aus polnischen Beständen. Am DHI gab es keine Einschränkungen bei der Bestellung von Publikationen, die für die Projektarbeit benötigt wurden. Die Mitarbeiter selbst hatten Einfluss auf die Literatursammlung, da es zu ihren Aufgaben gehörte, in regelmäßigen Abständen eine Liste mit kaufenswerten Titeln zu erstellen. Diese Praxis erzwang eine systematische und gründliche Beobachtung des aktuellen Verlagsangebots, was zweifelsohne zu einer allgemeinen Orientierung in Bezug auf mittelalterliche Neuigkeiten führte. Die am DHI beschäftigten Mediävisten wurden auch dazu angehalten, neue Werke polnischer Historiker zu verfolgen und Rezensionen zu verfassen, die dann in der Zeitschrift *Deutsches Archiv* veröffentlicht wurden.

In meinem Fall musste die Analyse des deutschen Verlagsmarktes besonders tiefgründig sein, da zu meinen Aufgaben auch die Betreuung der DHI-Reihe „Klio w Niemczech“ gehörte. Diese Funktion bot die einmalige Gelegenheit, polnische Leser mit Werken deutscher Forscher bekannt zu machen, die von polnischen Verlagen nur selten übersetzt werden. Vor allem freue ich mich, dass ich die Herausgabe von Barbara Dudens Werk über die Praxis eines Frauenarztes im Deutschland des 18. Jahrhunderts realisieren konnte.⁴

⁴ BARBARA DUDEN, *Historia ciała. Lekarz i jego pacjentki w osiemnastowiecznym Eisenach (= Klio w Niemczech 19)*, Warszawa 2014.

Fragen der Physiologie, der Erfahrung von Körperlichkeit und der Besonderheit der medizinischen Versorgung von Frauen sind Themen, die gegenwärtig zunehmend Interesse wecken. Ich halte diese Arbeit für ausgesprochen wertvoll, da sie nicht nur ein kognitiv wichtiges Thema behandelt, sondern gleichzeitig eine einzigartige und bisher unbekannte Quelle vorstellt. Beides sind Schlüsselkriterien für die Bewertung der Qualität von historischen Studien.

Da das Institut relativ wenig Forschungspersonal beschäftigt, ist die Arbeit am DHI anders organisiert als an größeren geisteswissenschaftlichen Forschungseinrichtungen. Aufgrund der geringen Anzahl an Mitarbeitern nehmen sie an Präsentationen von Projekten der Stipendiaten, an Vorträgen von eingeladenen Gästen sowie an Konferenzen und Workshops teil, unabhängig davon, welcher Epoche diese Veranstaltungen gewidmet sind. Im Gegensatz zu den großen Instituten der Polnischen Akademie der Wissenschaften oder Universitätsfakultäten gibt es hier keine Beschränkung auf die eigene epochale „Blase“ und enge Spezialisierung. Eine solche Art der Arbeitsorganisation hat Vorteile. Der Kontakt mit der Werkstatt von Historikern, die sich auf das 19. und 20. Jahrhundert spezialisieren, bewog mich dazu, über die Unterschiede in der Ausrichtung ihrer Forschung im Vergleich zur Forschungspraxis von Mediävisten und Historikern der frühen Neuzeit nachzudenken. Dieser Unterschied ist u. a. durch eine andere Einstellung zu methodischen Fragen gekennzeichnet. Forscher der Vormoderne neigen dazu, eine weitaus größere Bedeutung der Werkstatt beizumessen, d. h. der Fähigkeit, Quellen richtig zu lesen und zu verstehen, während sie der Frage nach

der Wahl und Bestimmung eines methodischen Ansatzes mit Gleichgültigkeit oder sogar mit Skepsis begegnen.

Aus meiner Schilderung geht hervor, dass das DHI seine Mitarbeiter während des Forschungsprojekts außerordentlich gut betreut und unterstützt. Das junge Team und die starke Präsenz der Stipendiaten machen das Institut zu einem Ort, an dem es sehr zahlreiche wissenschaftliche Treffen gibt und viele wertvolle Kontakte geknüpft werden können. Paradoxerweise ist diese Fülle an Veranstaltungen und Aktivitäten aber auch ein gewisser Nachteil der Arbeit am DHI. Zu viele zugängliche Betätigungsfelder können es erschweren, sich auf das eigene Projekt zu konzentrieren. In einer polnischen Einrichtung, in der es keine Mittel für außerplanmäßige Aktivitäten gibt, haben Forschende keine Dilemmata und können sich voll und ganz der systematischen Arbeit an ihren Texten widmen. Die DHI-Mitarbeiter müssen hingegen eine besondere Selbstdisziplin aufbringen, um die gebotenen Möglichkeiten zurückhaltend und maßvoll zu nutzen.

Aus dem Polnischen von Ruth Leiserowitz und Małgorzata Sparenberg

EWA WÓŁKIEWICZ befasst sich mit der Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit und ist Professorin am Institut für Archäologie und Ethnologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN). In den Jahren 2010–2014 war sie am DHI Warschau als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig; Sie erforschte die Geschichte der bischöflichen Herrschaft im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit und redigierte die Reihe „Klio w Niemcezech“.

Sie ist Mitglied der Kommission für Stadtgeschichte der PAN.

Ihr Forschungsinteresse gilt auch der Sozialgeschichte des niederen Klerus. Zu ihren Monografien gehören unter anderem „Stadtentwicklung in Polen im Mittelalter“ (2014), „Kościół i jego wierni. Struktury kościelne i formy pobożności w średniowiecznej Nysie“ (2014) und „Proletariusze modlitwy? Drogi kariery, finanse i kultura materialna kleru w średniowiecznej Nysie“ (2020).





OLIVER ZAJAC
(AM DHI VON 2021 BIS 2022)

Ich möchte einen Moment bei der Bemerkung
verweilen, dass ich ein Ausländer bin, der polnische
Geschichte erforscht. Diese Tatsache kann
unbestreitbare Vorteile mit sich bringen, wie
eine größere Akzeptanz einer anderen Perspektive,
eine metaphorische Distanz zum Thema und eine
mögliche Entlastung von verschiedenen Einflüssen
aus einem Umfeld, von denen sich polnische
Forscher nur schwer befreien können.

189

Am DHI in Warschau arbeitete ich vom Oktober 2021 bis September 2022. Offiziell war ich Langzeitstipendiat (Postdoktorand), aber aufgrund der Länge des Stipendiums und vor allem wegen des freundlichen Umfelds und der fantastischen Kollegen fühlte ich mich die ganze Zeit wie ein „regulärer“ Mitarbeiter, auch wenn ich offiziell „nur“ ein Stipendiat war. Da es noch nicht lange her ist, dass meine Zeit am DHI endete, beeinflusst dies weitgehend meine Reflexion. Einerseits gebe ich offen zu, dass meine Bewertung stark emotional geprägt ist, weil das Jahr in Warschau zweifellos das beste meines bisherigen Lebens war, sowohl beruflich als auch persönlich. Gleichzeitig kann ich aber aus der Sicht meiner wissenschaftlichen Forschung wahrscheinlich noch nicht alle Früchte dessen, was ich

Leon Kapliński,
Porträt des Emigranten
Władysław Zamoyski,
Foto aus der Sammlung
der Kórnik-Bibliothek

während meiner Zeit am DHI in Warschau gewonnen habe, selbst erkennen. Manche Inspirationen, Diskussionen oder neue Ideen brauchen einfach etwas Abstand, etwas Zeit, um zu reifen, und dann können daraus originelle und interessante wissenschaftliche Forschungen entstehen.

In meiner Forschung beschäftige ich mich mit der politischen, sozialen und kulturellen Geschichte des 19. Jahrhunderts, wobei ich mich insbesondere auf verschiedene Aspekte der Großen Polnischen Emigration konzentriere. Als Doktorand am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften analysierte ich von 2017 bis 2021 den theoretischen Diskurs und die politischen Aktivitäten des von Fürst Adam Jerzy Czartoryski geleiteten sogenannten Hotel Lambert – des monarchistischen Flügels der Großen Polnischen Emigration – in seinen Beziehungen zur Habsburger Monarchie bis 1846. Eine der Aufgaben am DHI war wiederum die Vorbereitung meiner ersten wissenschaftlichen Monografie auf der Grundlage meiner verteidigten Doktorarbeit. Bereits während meines Aufenthalts in Warschau lag jedoch der Schwerpunkt auf einem neuen Projekt, bei dem ich meine Forschung von der politischen Geschichte bzw. der Geschichte des politischen Denkens auf die Sozial- und Kulturgeschichte und in deren Rahmen vor allem auf Fragen des Alltags der Großen Emigration verlagern wollte. Da ich mich während meiner Zeit am DHI in der Anfangsphase eines neuen Projekts befand, ist es nicht verwunderlich, dass mein ursprünglicher Forschungsplan im Laufe von zwölf Monaten verschiedene Änderungen erfuhr. Die erste Forschungsfrage zielte in der Tat auf das Problem





der Rückkehr bzw. der versuchten Rückkehr aus der Großen Emigration ab. Es war ein Thema, das in der bisherigen Geschichtsschreibung in der Regel nur am Rande behandelt wurde, obwohl es von seiner Natur her äußerst interessante Einblicke in das komplexe Phänomen der Großen Emigration bietet. Auch deshalb, weil es die etablierte und weithin akzeptierte Interpretation der Großen Emigration als heroische Fortsetzung des Kampfes für die Wiederherstellung eines unabhängigen polnischen Staates nach dem Scheitern des Novemberaufstands 1831 erheblich stören kann. Ohne die politischen Aktivitäten vieler polnischer Emigrationsführer in irgendeiner Weise abwerten zu wollen, ist es ganz natürlich, dass diese Personen in einer Population von mehreren tausend Emigranten eine Minderheit darstellten. Die überwiegende Mehrheit der Emigranten hatte mit viel banaleren und für das tägliche Überleben grundlegenden Problemen zu kämpfen, z. B. Sorge um Nahrung oder Kleidung, wie sie es schaffen würden, etwas Geld zu verdienen oder eine Schule zu besuchen,



und längerfristig vielleicht, wie sie ihre schwierige Lebenslage verbessern könnten. Das Forschungsprojekt, mit dem ich meine Tätigkeit am DHI begann, konzentrierte sich also in der ersten Phase auf das Problem der Rückkehr oder auf ein Thema, das sehr schnell nicht davon zu trennen war: die Frage des Abbruchs oder der Aufrechterhaltung des Kontakts mit der Familie, der Familie an sich als emotionaler Wert eines Emigranten sowie ihren Einfluss auf die persönlichen Erfahrungen, die kurz- und langfristigen Entscheidungen. Obwohl die Archivrecherche einige interessante Ergebnisse hervorbrachte, wurde recht früh deutlich, dass diese Themen de facto nicht von den vielen anderen Problemen des täglichen Lebens und der alltäglichen Entscheidungsfindung der Mitglieder der Großen Emigration getrennt werden konnten. Diese natürliche Veränderung erfolgte jedoch nicht nur aufgrund von Archivrecherchen, die ja immer einen wesentlichen Einfluss auf die Hypothesen haben, mit denen ein Historiker in die Forschung einsteigt, sondern wurde auch stark durch das Arbeitsumfeld beeinflusst, in dem ich diese erste Phase des Projekts durchlief: Diskussionen mit Kollegen, Vorträge, die ich hören konnte, oder die bereichernde Literatur, die mir empfohlen wurde. Bevor ich jedoch näher darauf eingehe, wie meine Forschung durch diesen Kontext geprägt wurde, möchte ich eine aus meiner Sicht wichtige Bemerkung machen, die nicht nur das DHI, sondern überhaupt Warschau und dessen wissenschaftliche Einrichtungen betrifft.

Für einen Historiker, der sich mit der Geschichte Polens im 19. Jahrhundert und insbesondere mit der Geschichte der Großen Emigration befasst, ist Warschau nicht gerade der Ort, dem er seine



Hauptaufmerksamkeit widmen würde – zumindest nicht auf den ersten Blick. Betrachtet man nur polnische Institutionen, so befindet sich die wichtigste Sammlung von Archivmaterial zur Großen Emigration in der Czartoryski-Bibliothek in Krakau. In Bezug auf spezifische Forschungsthemen sind auch die Sammlungen der Kórnik-Bibliothek oder des Ossolineums in Wrocław mehr oder minder wichtig. Es ist nicht so, dass in Warschau keine wichtigen Dokumente zu finden wären; schließlich verfügt auch das Archiv Alter Akten über mehrere bedeutende Sammlungen handschriftlicher Quellen, und die wichtige Rolle der Nationalbibliothek und der Universitätsbibliothek ist ebenfalls nicht zu übersehen. Aber letztlich zieht es einen Historiker mit solchen Forschungsinteressen eher nach Krakau; das war ein Weg, den auch ich eingeschlagen habe. Ich gebe offen zu, dass ich bis zu meinem Eintritt ins DHI weder akademische noch historische Einrichtungen Warschaus besucht noch ihre Handschriften- oder Büchersammlungen untersucht habe. Aus der Perspektive meiner Forschung schien dies nicht notwendig zu sein. Auch wenn ich meine Meinung über die große Bedeutung der Krakauer Institutionen für die Quellen- und Literaturrecherche auch heute noch nicht ändern würde, da dies doch offensichtlich ist, sind Kontakte und Konsultationen mit Kollegen aus beiden Städten und mit zahlreichen Abteilungen sowohl in Krakau als auch in Warschau für einen jungen Forscher, zumal wenn er sich als Ausländer mit der polnischen Geschichte befasst, ebenso wichtig, wenn es um das soziale Kapital geht.

Ich möchte einen Moment bei der Bemerkung verweilen, dass ich ein Ausländer bin, der polnische Geschichte erforscht. Einer-

seits kann diese Tatsache unbestreitbare Vorteile mit sich bringen, wie eine größere Akzeptanz einer anderen Perspektive, eine metaphorische Distanz zum Thema und eine mögliche Entlastung von verschiedenen Einflüssen aus einem Umfeld, von denen sich polnische Forscher nur schwer befreien können. Andererseits bringt eine solche Haltung die unvermeidliche Bedingung mit sich, so viel Zeit wie möglich in dem untersuchten Land zu verbringen bzw. verbringen zu wollen. Auch wenn es auf den ersten Blick nicht relevant erscheinen mag, ist es für einen Historiker, der sich mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts befasst, von großem Vorteil, die gegenwärtige Gesellschaft zu kennen. Ein solches Wissen öffnet Horizonte, bringt eine neue Perspektive, zeigt zum Beispiel, wie sich die Themen, die der Historiker erforscht, in der breiteren Gesellschaft widerspiegeln, hilft aber auch, Antworten auf viele Fragen zu finden. Aus diesem Grund sah ich die Gelegenheit, ein Jahr in Warschau zu verbringen, in erster Linie als eine großartige Chance, tiefer in die Problematik der Reflexion historischer Ereignisse in der breiteren polnischen Gesellschaft einzutauchen, um die Rolle dieser Ereignisse bei der Gestaltung der heutigen Gesellschaft besser zu verstehen, ganz zu schweigen vom Knüpfen neuer Kontakte mit polnischen Kollegen an verschiedenen Orten. Es wäre ja unsinnig, sich beruflich dem Studium der polnischen Geschichte zu widmen, ohne in irgendeiner Weise in polnischen Historikerkreisen wahrgenommen zu werden.

Gleichzeitig ist es in einer sich globalisierenden Welt (und erst recht in der Welt der Wissenschaft) für einen jungen Wissenschaftler wirklich wichtig, von Beginn seiner Karriere an ein Netz von

Kontakten solide aufzubauen, und zwar nicht nur in dem Land, in dem er forscht, und nicht nur in ganz Europa, sondern buchstäblich in der ganzen Welt. Unter diesem Gesichtspunkt ist das DHI Warschau ein besonderer Ort, und die Zeit, die ich dort verbringen konnte, war unersetzlich, nicht nur wegen des internationalen Mitarbeiter-teams, sondern auch wegen der großen Anzahl von Stipendiaten, die das DHI regelmäßig aufnimmt und ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Forschung zu präsentieren und Feedback zu erhalten (und das bereits erwähnte soziale Kapital aufzubauen). Ehrlich gesagt kann ich mir nicht vorstellen, wo ich sonst in einem Monat die Gelegenheit gehabt hätte, faszinierende Vorträge zu hören und mit Kollegen aus den Vereinigten Staaten, mehreren europäischen Ländern (von Großbritannien bis Litauen) und sogar Asien zu diskutieren, ohne das Gebäude verlassen zu müssen. Wenn ich das DHI in Warschau als eine Art wissenschaftlichen Inkubator bezeichne, so ist dies sein Hauptvorteil. Die Einrichtung bietet in der Tat einen internationalen Arbeitsplatz, an dem man mit Historikerinnen und Historikern zusammentreffen kann, die an Themen arbeiten, die vom Mittelalter bis zur neuesten Geschichte reichen, und wenn man daran interessiert ist, vergeht kein Tag, an dem man nicht neue Einsichten, neue Anregungen oder neue Kommentare zu seiner Arbeit erhält. Es ist selbstverständlich nicht allein das Umfeld, das ein Projekt, einen Text oder eine aktuelle wissenschaftliche Tätigkeit beeinflusst. Kommunikation und Austausch mit Menschen mit unterschiedlichem Hintergrund, verschiedener Ausbildung und Weltanschauung wirken auf eine Person als solche zweifellos ein, bringen sie dazu, den eigenen Forschungsansatz zu reflektieren, die Formulierung der eigenen Argumente zu hinterfragen,

die Formulierung der Hypothesen, die Denkweise, sowohl während der Arbeit und auch im Alltag.

Gerade im Hinblick auf das Leben außerhalb der Wissenschaft möchte ich besonders das Engagement hervorheben, das die DHI-Mitarbeiter (sowohl wissenschaftliche als auch nicht-wissenschaftliche) in Warschau gezeigt haben und weiterhin zeigen, indem sie belarussischen Kollegen, die ihre Heimat verlassen mussten, geholfen haben, und nach dem Februar 2022 auch die enormen Anstrengungen, die unternommen wurden, um ukrainischen Kollegen zu helfen. Dies waren Momente, die einerseits Trauer auslösten, andererseits aber auch ein Gefühl des Stolzes vermittelten, Mitglied einer Institution zu sein, die in der Lage ist, ihre Werte und Haltungen klar und entschieden zu demonstrieren, und die bereit ist, alles Mögliche zu tun, um jenen zu helfen, die sich in einer nicht beneidenswerten Lage befinden. Das DHI-Kollektiv, dem ich damals angehören durfte, hat wirklich ein unglaubliches Maß an Menschlichkeit, Solidarität und Zusammengehörigkeit bewiesen.

Wenn ich auf meine wissenschaftliche Arbeit am DHI in Warschau zurückkomme und darauf, wie sie durch das Umfeld des Instituts beeinflusst wurde, möchte ich einige konkrete Beispiele nennen, da meine Überlegungen bisher eher allgemein gehalten waren. Natürlich gab es viele Inspirationen. Wenn ich aber nur eine erwähnen soll, die meine Forschungsperspektive grundlegend beeinflusst und mir, bildlich gesprochen, neue Forschungshorizonte eröffnet hat, dann möchte ich mit Nachdruck auf die Konferenz verweisen, die mein

Kollege Felix Ackermann (der selbst nicht mehr am Institut tätig ist, sondern an der FernUniversität in Hagen arbeitet) im Juni 2022 am DHI in Warschau organisiert hat. Diese wissenschaftliche Veranstaltung war dem Thema der Teilung der polnisch-litauischen Republik (konkret der Ersten Teilung, die im Jahr 2022 genau 250 Jahre zurücklag) unter dem Aspekt ihrer langfristigen Folgen gewidmet. Durch meine aktive Teilnahme an der Konferenz, der Gespräche mit Felix vorausgingen, begann ich mich zunächst mit der Frage zu beschäftigen, inwieweit die Ereignisse der letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts das Schicksal polnischer Emigranten nach 1831 beeinflusst hatten. Aus meiner Sicht war es faszinierend, die Geschichten von Auswanderern aufzudecken, die sich beispielsweise in der Emigration befanden, weil der betreffende Ort zum Zeitpunkt ihrer Geburt auf russischem Gebiet lag, selbst in Fällen, in denen die Eltern schon lange in Galizien lebten, ihr Sohn (die überwiegende Mehrheit der Auswanderer waren Männer) jedoch später zum russischen Untertan erklärt wurde. Da russische Beamte noch mehrere Jahre nach der Niederlage des Novemberaufstands an österreichische und preußische Gerichte appellierten, diese Menschen auszuweisen und ihnen kein Exil zu gewähren (viele von ihnen lebten noch drei Jahre nach dem Aufstand bei Verwandten in Galizien), mussten diese Menschen schließlich auswandern; die Mehrheit von ihnen zog nach Frankreich, wo sich die größte polnische Diaspora befand. Die Erfahrungen, Haltungen und die Situation dieser Emigranten unterschieden sich verständlicherweise von denen derjenigen, die unmittelbar nach der Niederschlagung des Novemberaufstands und zumeist als Teil von Militäreinheiten ins Exil gingen.

Der zweite Punkt, der eine gesonderte Bemerkung verdient, ist die Erweiterung der Perspektive, die regelmäßige Diskussionen mit Kollegen, die an ganz anderen Themen arbeiten, dem Historiker bringen können. Ich muss zugeben, dass ich selbst lange Zeit skeptisch war und mir ganz selbstverständlich Kollegen gesucht habe, die meiner Forschung nahestehen, aber während meiner Zeit am DHI habe ich meinen Fehler eingesehen. Die Tatsache, dass die Institutsleitung ihre Mitarbeiter ermutigt und einlädt, an Vorträgen und Diskussionen teilzunehmen, auch wenn die Themen sie keinerlei betreffen, mag angesichts der vielen Aufgaben manchmal zeitineffizient erscheinen, aber meine Erfahrung beweist das genaue Gegenteil. Ob es sich nun um die originellen Forschungen von Jaśmina Korczak-Siedlecka über unterprivilegierte Klassen in der Neuzeit handelt, die mich in vielerlei Hinsicht methodisch inspiriert haben, was die Forschung über unterprivilegierte (und politisch inaktive) Emigranten angeht, oder zum Beispiel um die Arbeiten von Olga Gontarska (mit der ich die Ehre hatte, ein Büro zu teilen): Obwohl sie sich für die Geschichtsdarstellung bzw. -interpretation im Film interessiert, ein Thema, das auf den ersten Blick nichts mit meiner Forschung zu tun hat, wurde ich durch unsere Gespräche dazu bewogen, mir viele Fragen nach dem Wesen und der Spezifik der Geschichtswissenschaft zu stellen, auch die nach der Repräsentation von Geschichte im öffentlichen Raum. Es sind Erfahrungen und Impulse, die meine Sicht auf die eigene Forschungsarbeit bzw. auf die Arbeit und Rolle eines Historikers an sich langfristig prägen werden. Dies gilt letztlich auch für die Zusammenarbeit mit den einzelnen Mitgliedern des Forschungsteams, die mir es hoffentlich nicht

übernehmen werden, wenn ich sie hier nicht mit Vor- und Nachnamen nenne, sondern nur allgemein die Bedeutung ihrer Arbeit hervorhebe. Natürlich ist die Horizonterweiterung dank Kollegen, deren Forschungen sich zeitlich, geografisch oder thematisch unterscheiden, auch an vielen anderen Institutionen möglich, doch einzigartig ist die bereits erwähnte Rotation einer beträchtlichen Anzahl von wissenschaftlichen Mitarbeitern, die das DHI in Warschau als Stipendiaten beherbergt und die zusammen mit den regulären Mitarbeitern die intellektuelle Brutstätte bilden, in dem das Lernen ein Vergnügen ist.

Meine Bewertung des am Institut zugebrachten Jahres ist sehr emotional, und obwohl ich denke, dass diese Gefühle der Freude und Dankbarkeit niemals verschwinden werden, bin ich fest davon überzeugt, dass ich im Laufe der Zeit die Früchte meiner Arbeit am DHI direkt in den Ergebnissen meiner wissenschaftlichen Arbeit sehen werde. Die Verbesserung meiner Fähigkeit zu debattieren und zu argumentieren, die Fähigkeit oder vielmehr das Bemühen, die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten zu wollen, aber auch pragmatische Dinge wie die Verbesserung von Fremdsprachenkenntnissen sind alles Vorteile, die ich für meine gesamte wissenschaftliche Laufbahn mitnehmen werde. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie der Kontext des Arbeitsplatzes mein Forschungsprojekt beeinflusst hat, dann glaube ich, dass er mich noch mehr als Historiker und als Mensch geprägt hat. Er hat mir eine neue Perspektive eröffnet, neue Kontakte beschert und es mir ermöglicht, mich mit einer Vielzahl von Eindrücken auseinanderzusetzen.

Ich meine, wenn man einmal mit einem so internationalen und qualitativen Arbeitsplatz in Berührung gekommen ist, kann man mit nichts anderem mehr zufrieden sein. Mit einem Lächeln möchte ich hinzufügen, dass ich nicht nur die Warschauer, sondern die gesamte polnische akademische Gemeinschaft im Allgemeinen um die Möglichkeit beneide, mit dem DHI zusammenzuarbeiten, denn was ich bisher noch nicht gesagt habe, was aber unbedingt gesagt werden muss, ist die unglaubliche Offenheit des Instituts gegenüber anderen Einrichtungen. Dies hat mir auch die einmalige Gelegenheit gegeben, mit Kollegen von der Universität Warschau und der Polnischen Akademie der Wissenschaften zusammenzuarbeiten, und beide Kooperationen werden auch nach meiner Rückkehr in die Slowakei fortgesetzt.

Lassen Sie mich mit einem Dankeschön und einem Wunsch schließen. Zunächst möchte ich diese Gelegenheit nutzen, um der Leitung des DHI zu danken, insbesondere Miloš Řezník und Ruth Leiserowitz, die in erster Linie für die wunderbare und inspirierende Atmosphäre verantwortlich sind; hier ist es eine Freude, zur Arbeit zu kommen und eine noch größere Freude, historische Forschung zu betreiben. Diese Publikation entstand zum 30. Jahrestag seit der Gründung dieser wissenschaftlichen Einrichtung, und aus diesem Anlass wünsche ich dem DHI und all seinen ehemaligen, gegenwärtigen und vor allem zukünftigen Mitarbeitern (sowohl wissenschaftlichen als auch nichtwissenschaftlichen, da Verwaltung, PR und Bibliothek gleichermaßen integrale Bestandteile des Instituts sind), dass es ihnen gelingt, den eingeschlagenen Weg nicht nur fortzusetzen,

sondern das DHI noch weiter voranzubringen. Möge jeder, der in seiner beruflichen Laufbahn in irgendeiner Weise mit dem Institut verbunden ist, den bestmöglichen Perspektivwechsel mitnehmen.

Aus dem Polnischen von Ruth Leiserowitz und Małgorzata Sparenberg

OLIVER ZAJAC schloss das Studium der Geschichte und Philosophie an der Pavol-Jozef-Šafárik-Universität in Košice ab. Seine Doktorarbeit in Weltgeschichte verteidigte er 2021 am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften (SAV) in Bratislava. Im Studienjahr 2021/2022 war er als Stipendiat am DHI tätig; anschließend setzte er seine Arbeit am Historischen Institut der SAV fort. Er forscht hauptsächlich zur Geschichte des 19. Jahrhunderts, wobei er sich hauptsächlich der Geschichte der Großen Emigration und dem Alltag der polnischen Emigranten im Westen Europas widmet. Er absolvierte zahlreiche wissenschaftliche Aufenthalte an Hochschulen und Instituten in Frankreich, Deutschland, Österreich, Polen und in der Slowakei. 2020 wurde ein von ihm (mit Branislav Kovár und Lucia Benediková) herausgegebenes Sammelwerk zur Geschichte der Seuchen veröffentlicht: „Epidémie v dejinách. L'udstvo v boji s neviditeľnými nepriateľmi“.





Foto: Pixabay.com/kerttu

Ausgewählte
Publikationen
des Deutschen
Historischen
Instituts

PAVEL KOLÁŘ, Poststalinismus.
Ideologia i utopia epoki,
übertr. von JUSTYNA GÓRNY,
hg. von JERZY KOCHANOWSKI,
Warszawa 2022 (Bd. 27)

FRANK BÖSCH, Media a przemiany
historyczne. Od druku do internetu,
übertr. von IZABELA DROZDOWSKA-
-BROERING, hg. von MAGDALENA
SARYUSZ-WOLSKA,
Warszawa 2021 (Bd. 26)

MAGDALENA SARYUSZ-WOLSKA (Hg.),
Historia wizualna. Obrazy w dyskusjach
niemieckich historyków,
Warszawa 2020 (Bd. 25)

MICHAEL NORTH, Historia Bałtyku,
übertr. von ADAM PESZKE,
hg. von JÖRG HACKMANN,
Warszawa: Neriton 2019 (Bd. 24)

PRINTREIHEN

Klio w Niemczech

Wissenschaftlicher Verlag Scholar
(ab Bd. 25)

DIETER LANGEWIESCHE, Liberalismus
in Deutschland,
übertr. von JUSTYNA GÓRNY
und ADAM PESZKE,
hg. von MAGDALENA NIEDZIELSKA,
Warszawa: Neriton 2018 (Bd. 23)

GERTRUD PICKHAN, Pod prąd.
Powszechny Żydowski Związek Robotniczy Bund
w Polsce w latach 1918–1939,
übertr. von ADAM PESZKE,
hg. von JOANNA NALEWAJKO-KULIKOV,
Warszawa: Neriton 2017 (Bd. 22)

ANKE TE HEESSEN, Theorie des Museums,
übertr. von AGATA TĘPEREK,
hg. von ANNA ZIĘBIŃSKA-WITEK,
Warszawa: Neriton 2016 (Bd. 21)

*Die vollständige Liste befindet sich
auf der Website des Deutschen Historischen
Instituts Warschau (www.dhi.waw.pl)
unter „Fachpublikationen“ / „Printreihen
des DHIW“.*



Klio in Polen **Fibre**

HALINA BERESNEVIČIŪTĖ-NOSÁLOVÁ,
Loyalitäten in der Krise,
übertr. von CLAUDIA SINNIG,
eingeleitet von RUTH LEISEROWITZ,
Osnabrück 2023 (Bd. 21)

ANDRZEJ LEDER, Polen im Wachtraum.
Die Revolution 1939–1956 und ihre Folgen,
übertr. von SANDRA EWERS, eingeleitet
von FELIX ACKERMANN,
Osnabrück 2019 (Bd. 20)

JACEK STASZEWSKI, Die Polen im Dresden
des 18. Jahrhunderts,
übertr. von MONIKA WRZOSEK-MÜLLER,
Osnabrück 2019 (Bd. 19)

MONIKA POLIT, Mordechaj
Chaim Rumkowski. Wahrheit und Legende,
übertr. von JÜRGEN HENSEL, HEIDEMARIE
PETERSEN, MAŁGORZATA SPARENBERG,
Osnabrück 2017 (Bd. 18)

HANNA ZAREMSKA, Juden
im mittelalterlichen Polen und die Krakauer
Judengemeinde,
übertr. von HEIDEMARIE PETERSEN,
Osnabrück 2013 (Bd. 17)

TOMASZ KIZWALTER, Über die Modernität
der Nation. Der Fall Polen,
übertr. von BERNHARD HARTMANN,
eingeleitet von RUTH LEISEROWITZ,
Osnabrück 2013 (Bd. 16)

*Die vollständige Liste befindet sich
auf der Website des Deutschen Historischen
Instituts Warschau (www.dhi.waw.pl)
unter „Fachpublikationen“ / „Printreihen
des DHIW“.*

Einzelveröffentlichungen des DHI Warschau **Fibre**

MIŁOŚ ŹERNÍK (Hg.), Die Schweden
in Mitteleuropa,
Osnabrück 2023 (Bd. 47)

RUTH LEISEROWITZ, GINTARĖ
MALINAUSKAITĖ, HEKTORAS VITKUS (Hg.),
Making Justice Visible. War Crimes Trials,
Media and Memory after World War II,
Osnabrück 2022 (Bd. 45)

MIŁOSŁAWA BORZYSZKOWSKA-SZEWczyk,
GERTRUDE CEPL-KAUFMANN,
JASMIN GRANDE, ELIZA SZYMAŃSKA (Hg.),
Gedächtnisstopografien in Grenzräumen.
Das Pommerland, Danzig und das Rheinland
als trilaterale Kulturregionen,
Osnabrück 2022 (Bd. 44)

MARIA CIEŚLA, SABINE JAGODZINSKI,
ALEKSANDRA KMAK-PAMIRSKA,
ZDENĚK NEBRŔENSKÝ, MIŁOŚ ŔEZNÍK (Hg.),
Regionsmacher in Ostmitteleuropa,
Osnabrück 2021 (Bd. 43)

CHRISTHARDT HENSCHEL (Hg.),
Ostpreußens Kriegsbeute.
Der Regierungsbezirk Zichenau 1939–1945,
Osnabrück 2021 (Bd. 42)

BIANKA PIETROW-ENNKER (Hg.),
Nationsbildung und Außenpolitik im Osten
Europas. Nationsbildungsprozesse,
Konstruktionen nationaler Identität
und außenpolitische Positionierungen
im 20. und 21. Jahrhundert,
Osnabrück 2022 (Bd. 41)

KORINE AMACHER, ANDRII PORTNOV,
VÍKTORIA SERHIIENKO (Hg.),
Official History in Eastern Europe,
Osnabrück 2021 (Bd. 40)

MACIEJ GÓRNY, Vaterlandszeichner.
Geografen und Grenzen im Zwischenkriegseuropa,
übertr. von Dorothea Traupe,
Osnabrück 2019 (Bd. 39)

*Die vollständige Liste befindet sich
auf der Website des Deutschen Historischen
Instituts Warschau (www.dhi.waw.pl)
unter „Fachpublikationen“ / „Printreihen
des DHIW“.*

Quellen und Studien **Harrassowitz**

MIŁOŚ ŔEZNÍK, Staat und Aristokratie
in Imperialer Provinz. Ständewesen,
Elite und Loyalität in Galizien (1795–1817),
Wiesbaden 2024 (Bd. 42)

SABINE JAGODZINSKI, Prussiae suae
bis pater. Adlige Repräsentationskulturen
in beiden Teilen Preußens (17./18. Jh.),
Wiesbaden 2024 (Bd. 41)

MARIA CIEŚLA, RUTH LEISEROWITZ (Hg.),
Space as a Category for the Research
of the History of Jews in Poland-Lithuania
1500–1900,
Wiesbaden 2022 (Bd. 40)

DARIUSZ MAKIŁŁA, MIŁOŚ ŔEZNÍK (Hg.),
After the Peace Treaty of Versailles (1919).
New Order of Central Europe,
Wiesbaden 2020 (Bd. 39)

DARIUSZ ADAMCZYK,
Monetarisierungsmomente,
Kommerzialisierungszonen oder fiskalische
Währungslandschaften? Edelmetalle,
Silberverteilungsnetzwerke und Gesellschaften
in Ostmitteleuropa (800–1200),
Wiesbaden 2020 (Bd. 38)



GRISCHA VERCAMER, Hochmittelalterliche Herrschaftspraxis im Spiegel der Geschichtsschreibung. Vorstellungen von „guter“ und „schlechter“ Herrschaft in England, Polen und dem Reich im 12./13. Jahrhundert, Wiesbaden 2020 (Bd. 37)

SÉBASTIEN ROSSIGNOL, Maiestas principum. Herzogsurkunden als Medien der Herrschaftsrepräsentation in Schlesien, Pommern und Pommerellen (1200–1325), Wiesbaden 2019 (Bd. 36)

MARTIN FABER, Sarmatismus. Die Politische Ideologie des polnischen Adels im 16. und 17. Jahrhundert, Wiesbaden 2018 (Bd. 35)

ALMUT BUES (Hg.), Frictions and Failures. Cultural Encounters in Crisis, Wiesbaden 2017 (Bd. 34)

REX REXHEUSER, Juden im öffentlichen Raum einer christlichen Stadt. Posen im 16.–18. Jahrhundert, Wiesbaden 2017 (Bd. 33)

Die vollständige Liste befindet sich auf der Website des Deutschen Historischen Instituts Warschau (www.dhi.waw.pl) unter „Fachpublikationen“ / „Printreihen des DHIW“.

PRINT-EINZELSCHRIFTEN

CHRISTIAN DOMNITZ, Zwrot ku Europie. Transformacje sfery publicznej w realnym socjalizmie 1975–1989, übertr. von ADAM PESZKE und JERZY KALAŻNY, eingeleitet von PAULINA GULIŃSKA-JURGIEL, Warszawa: Wydawnictwa Naukowe Uniwersytetu Warszawskiego 2022

MAGDALENA SARYUSZ-WOLSKA, Mikrogeschichten der Erinnerungskultur. „Am grünen Strand der Spree“ und die Remedialisierung des Holocaust by Bullets, Berlin, Boston: De Gruyter 2022

NIELS GUTSCHOW, Obsesja porządku. Niemieccy architekci planują w okupowanej Polsce 1939–1945, übertr. von MAŁGORZATA ŚLABICKA-TURPEINEN, hg. von ANNIKA WIENERT, ALEKSANDRA PARADOWSKA, Warszawa: Wydawnictwa Naukowe Uniwersytetu Warszawskiego 2021

DARIUSZ ADAMCZYK, BEATA MOŻEJKO (Hg.), Monetisation and Commercialisation in the Baltic Sea, 1050–1450, London u. a.: Routledge 2021





SABINE JAGODZINSKI, W namiotach wezyskich. Komemoracja wojen tureckich w kulturze szlacheckiej, übertr. von RÓŻA ZIELNIK-KOŁODZIŃSKA, Warszawa: Muzeum Pałacu Króla Jana III w Wilanowie 2020

DARIUSZ ADAMCZYK, Srebro i władza: trybuty i handel dalekosiężny a kształtowanie się państwa piastowskiego i państw sąsiednich w latach 800–1100, übertr. von AGNIESZKA GADZAŁA, Warszawa: PWN 2018

RUTH LEISEROWITZ, Heldenhafte Zeiten. Die polnischen Erinnerungen an die Revolutions- und Napoleonischen Kriege 1815–1945, Paderborn: Schöningh 2017

MAREN RÖGER, Wojenne związki. Polki i Niemcy podczas okupacji, übertr. von TOMASZ DOMINIĄK, Warszawa: Świat Książki 2016

MIŁOŠ ŘEZNÍK, Neuorientierung einer Elite. Aristokratie, Ständewesen und Loyalität in Galizien (1772–1795), Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 2016

EDUARD MÜHLE, Historia Wrocławia, übertr. von JOANNA JANICKA, Warszawa: PWN 2016

ALMUT BUES, ZBIGNIEW KRYSIEWICZ, Royal Marriages of Princes and Princesses in Poland and Lithuania, c. 1500–1800, Warszawa: Niemiecki Instytut Historyczny w Warszawie 2016

EDUARD MÜHLE (Hg.), Breslau und Krakau im Hoch- und Spätmittelalter. Stadtgestalt – Wohnraum – Lebensstil, Köln u. a.: Böhlau 2014

STEPHAN LEHNSTAEDT, JOCHEN BÖHLER (Hg.), Die Berichte der Einsatzgruppen aus Polen 1939. Vollständige Edition, Berlin: Metropol 2013

ROBERT TRABA (Hg.), Akulturacja/asymilacja na pograniczach kulturowych Europy Środkowo-Wschodniej w XIX i XX wieku, Bde 1–2, Warszawa: ISP PAN 2009, 2012

FRIEDHELM BOLL, KLAUS ZIEMER (Hg.), Pojednanie i polityka. Polsko-niemieckie inicjatywy pojednania w latach sześćdziesiątych XX wieku a polityka odprężenia, Warszawa: Neriton 2010



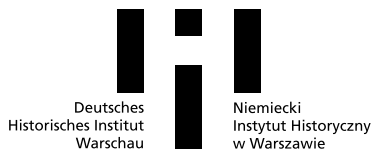


JOCHEN BÖHLER, KLAUS-MICHAEL
MALLMANN, JÜRGEN MATTHÄUS,
Einsatzgruppen in Polsce,
übertr. von EWA ZIEGLER-BRODNICKA,
Warszawa: Bellona 2009

JOCHEN BÖHLER, Zbrodnie Wehrmacht
w Polsce. Wrzesień 1939,
übertr. von PATRYCJA PIEŃKOWSKA-
WIEDERKEHR,
Warszawa: Znak 2009

JERZY KOCHANOWSKI, KLAUS ZIEMER (Hg.),
Polska Niemcy Wschodnie 1945–1990.
Wybór dokumentów, Bde 1, 3,
Warszawa: Neriton 2006, 2008

JERZY W. BOREJSZA, KLAUS ZIEMER (Hg.),
Totalitarian and Authoritarian Regimes in Europe.
Legacies and Lessons from the Twentieth Century,
New York, Oxford: Berghahn Books 2006



**Deutsches Historisches Institut Warschau
Palais Karnicki**

Aleje Ujazdowskie 39
00-540 Warszawa
tel.: +48 22-525-83-00
fax: +48 22-525-83-37
e-mail: dhi@dhi.waw.pl
www.dhi.waw.pl



www.facebook.com/DHIWarschau/



https://www.instagram.com/dhi_warschau/



<https://www.youtube.com/channel/UCY-stpw5DWYl-1sE52u6gzA>

Die Lektüre der zwölf Beiträge zeigt einen breiten Querschnitt durch Projekte, die am Deutschen Historischen Institut in Warschau verfolgt wurden. Einstimmig kommen die Befragten, sowohl Polen und Polinnen, die zeitweise in der sehr deutsch geprägten Institutsumgebung arbeiteten, wie auch Deutsche, die sich auf den Wechsel nach Polen eingelassen hatten, zu dem Urteil, dass sie diesen Perspektivwechsel als bereichernd erfahren haben. Die Stimmen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus Litauen, Tschechien und der Slowakei unterstreichen dieses Votum: die Erweiterung des eigenen dialogischen Denkens und die Schärfung der interkulturellen Kompetenzen, aber auch neue Kontextualisierungen im Forschungsprozess. Nach dem Abschluss der Warschauer Zeit bleibt das Potenzial der wissenschaftlichen Vernetzung mit den Kolleginnen und Kollegen erhalten.